

3. Diversität

3.1 Heuristischer Rahmen

Zur theoretischen Fundierung der von den Teilnehmenden thematisierten Vielfalt in Deutschland kann auf eine sehr umfangreiche wissenschaftliche Literatur zurückgegriffen werden. In dieser werden die Begriffe *Diversity*, *Diversität*, *Vielfalt*, *Heterogenität*, *Pluralität* und *Multikulturalismus* verwendet, die – vereinfacht gesagt – allesamt den Umstand bezeichnen, dass ein wie auch immer geartetes Phänomen über mannigfaltige sowie unterschiedliche Ausprägungen verfügen kann. Welcher Begriff erscheint nun für die vorliegende Arbeit am geeignetsten? Da keiner der Begriffe in der Psychologie einschlägig ist und die genannten Begriffe zudem in wissenschaftlichen Publikationen oft synonym verwendet werden (vgl. Emmerich/Hormel 2013: 153), helfen diese Überlegungen nicht weiter. Eine Möglichkeit wäre – wie von manchen Autor*innen praktiziert – die Entscheidung daran festzumachen, welche Begriffe am wenigsten normativ oder affirmativ aufgeladen sind. Norbert Wenning (2013: 121) erachtet beispielsweise den Heterogenitätsbegriff als neutraler, weshalb er diesem gegenüber dem Diversitätsbegriff den Vorzug gibt. Laura Dobusch (2015: 30) spricht sich wiederum für den Diversitätsbegriff aus, weil sie diesen – im Vergleich zum Diversity- oder Vielfaltsbegriff – als weniger affirmativ konnotiert ansieht. Robert Dahl (1978: 191) hingegen bezeichnet den Diversitybegriff im Vergleich zum Pluralismusbegriff als neutraler (entscheidet sich aber aus anderen Gründen für eine Beibehaltung des Pluralismusbegriffs). Die vorgenommenen Abstufungen erfolgen jedoch meist ohne weitere (oder zumindest tiefergehende) Begriffsexplikation, wie Wenning selbst einräumt, wenn er seine Entscheidung für den Heterogenitätsbegriff als weniger »handfester« (Wenning 2013: 141) Natur bezeichnet als sich eher mit den Begriffskonnotationen begründend. Zudem können zu diesen unterschiedlichen Einschätzungen auch disziplinspezifische Vorprägungen sowie ein zeitlicher Bedeutungswandel beitragen.

Vor diesem Hintergrund scheint es daher sinnvoller, theoretisch informiert bei der Begriffswahl vorzugehen. Dieses Kapitel leistet einen Beitrag zur Differenzierung der Begrifflichkeiten, wobei ich zunächst auf die disziplinären Verankerungen der einzelnen Begriffe eingehe und darauf, wie sich deren Erforschung entwickelte.

3.1.1 Disziplinäre Verankerungen und historische Entwicklungen

Streng genommen lässt sich keiner der eingangs genannten Begriffe eindeutig und ausschließlich einer Disziplin zuordnen. Das liegt auch daran, dass die Begriffe im Sinne von *travelling concepts* (Bal 2002) von deren ursprünglichen Disziplinen in andere übertragen wurden und werden: So wurde das Diversitykonzept aus dem unternehmenskonnotierten Kontext in die Erziehungswissenschaften und andere sozialwissenschaftliche Disziplinen übernommen (vgl. z.B. Nausikaa 2018: 10; Walgenbach 2017: 92). Darüber hinaus werden bisweilen sogar explizite Bemühungen unternommen, einen neuen Begriff in einer Disziplin zu etablieren und den dort gängigen zu ersetzen: Bernhard Grümme, Thomas Schlag und Norbert Ricken (2020) geben beispielsweise ein Sammelwerk zur Heterogenität heraus, in dem sich Bernhard Grümme dafür stark macht, den Pluralitätsbegriff in der Religionspädagogik durch den Heterogenitätsbegriff zu ersetzen, weil ersterer an seine Grenzen gekommen sei (Grümme 2020: u.a. 18f.).

Trotz dieser »Reisebewegungen« lassen sich bei den meisten Begriffen eine oder mehrere disziplinäre Verankerungen ausmachen (siehe dazu auch Emmerich/Hormel 2013: 183), die sich im Begriffsverständnis sowie in der Verwendung der Begriffe niederschlagen. Daher scheint es sinnvoll, diese Verortungen kurz zu skizzieren, wobei ich hier bewusst von einer *Skizze* spreche: Die genannten Begriffe erfreuen sich einer derart virulenten wissenschaftlichen Diskussion, dass hier nicht der Anspruch erhoben wird, diese auch nur annähernd in all ihren Facetten abzubilden. Vielmehr soll herausgearbeitet werden, vor welchem Hintergrund welche Begriffe in welchen Disziplinen entstanden sind, weil damit oft auch bestimmte Forschungsanliegen und Herangehensweisen verbunden sind. Diese gilt es zu kennen, gerade auch im Hinblick auf die Auswahl eines geeigneten Begriffs für die Verwendung in vorliegender Arbeit.

Heterogenität

Der Begriff der *Heterogenität* wird insbesondere im erziehungswissenschaftlichen Kontext verwendet und bezieht sich einerseits auf kognitions- und lernbezogene Unterschiede und andererseits auf soziale Differenzen (Emmerich/Hormel 2013: 10). Diese Unterschiede werden allerdings nicht erst »seit kurzem« (ebd.: 108) untersucht, sondern erfreuen sich einer langen Forschungstradition, deren Anfänge meist im frühen 19. Jahrhundert verortet werden (Boller/Rosowski/Stroot 2007). Als Beleg für die Berücksichtigung der Unterschiedlichkeit von Schülerinnen und Schülern gelten Aussagen von Herbart, der von der *Verschiedenheit der Köpfe* sprach, oder von Trapp, der den Unterricht auf die *Mittelköpfe* zugeschnitten wissen wollte (vgl. Budde 2017: 15; Boller/Rosowski/Stroot 2007: 12). Der Heterogenitätsbegriff wurde dann um die Jahrhundertwende geprägt und erfährt seitdem vor allem in der schulpädagogischen Forschung Aufmerksamkeit (Walgenbach 2017: 12).

Diversity

Während beim Heterogenitätsdiskurs schulbezogene oder schulisch relevante Unterschiede im Vordergrund stehen, ist der *Diversity*begriff stärker im Unternehmenskontext verankert. Außerdem wird der Diversitybegriff meist im Zusammenhang mit dem Diversity-Management-Konzept verwendet. Dessen Ursprung liegt in der US-ame-

rikanischen Bürgerrechtsbewegung (Vedder 2006: 3), in der sich zunächst Schwarze, später dann auch Frauen und andere benachteiligte Gruppen gegen gesellschaftliche Diskriminierungen zur Wehr setzten. Diese Bewegung(en) erhielt(en) mit dem Civil Rights Act eine gesetzliche Grundlage, auf der benachteiligte Gruppen und Personen rechtliche Schritte gegen Diskriminierungen einleiten konnten und können (ebd.: 3). Dies hatte vor allem Auswirkungen auf den Unternehmenskontext, in dem allerdings zunächst »nur« passive Antidiskriminierungsmaßnahmen angestrengt wurden. Im Laufe der Jahre erfolgten dann einige konzeptuelle Veränderungen bzw. Paradigmenwechsel (Thomas/Ely 1996), bei denen zunehmend die Frage nach einer produktiven und gewinnbringenden Nutzung von Diversity an Bedeutung gewann (ebd.: 83), was zu einer affirmativen Aufladung des Diversitybegriffs (s.u.) beigetragen hat. Mitte der 1990er Jahre entstand dann ein weiteres Paradigma, das des voneinander Lernens (ebd.: 85). Ungeachtet dieses letzten Paradigmas changierte das Diversity Management lange Zeit zwischen einer Organisationsentwicklungsstrategie mit dem Ziel, Diversity effektiv (und oft auch profitorientiert) zu nutzen und dem Anspruch, Diskriminierungen in Organisationen zu verhindern und die (gleichberechtigte) Teilhabe aller zu gewährleisten (Vedder 2006: 6f.). Und während die meisten Diversitybegriffe jegliche menschlichen Unterschiede umfassen, findet sich in der Realität (in Forschung wie Praxis) meist eine Fokussierung auf die Kategorien Geschlecht, Religion, Nationalität und »race«¹ (vgl. Dobusch 2015: 31) zum Teil noch ergänzt um bzw. variiert mit Alter, Behinderung und sexueller Orientierung (Vedder 2006: 11).

Wie deutlich wurde, handelt es sich beim Diversity Management um einen fest etablierten Fachbegriff, weshalb es wenig verwunderlich erscheint, wenn deutschsprachige Veröffentlichungen in diesem Themengebiet die englischen Begriffe (Diversity und Diversity Management) beibehalten (z.B. Krell/Wächter 2006; Genkova/Ringeisen 2015). Ähnlich handhabe ich es daher in dieser Arbeit, d.h., wenn ich den Diversitybegriff verwende, dann verweist dies auf dessen Verortung im entsprechenden Diskurs.

Vielfalt und Diversität

Neben dem Heterogenitäts- und dem Diversitybegriff sind die Begriffe *Vielfalt* und *Diversität* im wissenschaftlichen Kontext einschlägig. Sie werden insbesondere in der soziologischen und philosophischen Forschung gebraucht. Ähnlich wie bei der Heterogenitätsforschung (s.o.) gibt es auch hier eine lange Historie, was die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema als solchem angeht: Monika Salzbrunn (2014) spricht sogar davon, dass sich Soziologie und Philosophie »seit jeher« (ebd.: 13) mit Vielfalt beschäftigen würden. Allerdings ist es auch hier so, dass vor allem das Phänomen schon lange untersucht wird, während – Salzbrunn zufolge – die explizite Verwendung der Begriffe Vielfalt/

1 Im angloamerikanischen Raum, in dem das Diversity Management verortet ist, stellt »race« eine gängige Analysekategorie dar (Hanappi-Egger/Müller-Camen/Schuhbeck 2015: 150). Der deutschsprachige Begriff *Rasse* ist aber nicht zuletzt vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Rassenideologie nicht tragbar, weshalb in deutschsprachigen Publikationen oft das englische Wort *race* Verwendung findet (ebd.). Zum Teil, und auch weil es sich im deutschsprachigen Kontext um einen anderen Diskurs handelt, werden andere Begrifflichkeiten wie *Nation*, *Kultur* oder auch *Ethnizität* verwendet, auch wenn damit begriffliche und konzeptuelle Vermischungen einhergehen (ebd.: 151), die – zu Recht – ebenfalls kritisch diskutiert werden.

Diversität noch relativ jung sei (Salzbrunn 2014: 13). Der soziologische Blick richtet sich dabei vor allem auf gesellschaftliche Differenzierungsprozesse und deren Analyse (ebd.: 13) und fokussiert damit anders als der Heterogenitäts- und der Diversitybegriff stärker die Makroebene. Neben diesen soziologischen Abhandlungen zu den synonym verwendeten Begriffen Vielfalt/Diversität zeichnen sich die darüber hinausgehenden wissenschaftlichen Auseinandersetzungen zum Schlagwort Diversität durch starke Interdisziplinarität aus. Davon zeugt beispielsweise das Herausgeberwerk *Diversität* von André Blum, Nina Zschocke, Hans-Jörg Rheinberger und Vincent Barras (2016b), in dem neben zahlreichen Beiträgen von Kunsthistoriker*innen und Wissenschaftshistoriker*innen unter anderem auch Beiträge von Politikwissenschaftler*innen, Philosoph*innen und Biolog*innen versammelt sind. Diversität wird hier also sehr breit gefasst und beleuchtet. Abschließend sei noch darauf hingewiesen, dass der Vielfalts- und zum Teil auch der Diversitätsbegriff gleichsam »quer« zu allen anderen hier besprochenen (Diversity, Heterogenität, Pluralität/Pluralismus, Multikulturalismus) zu liegen scheint, was sich wohl damit begründet, dass der Begriff der Vielfalt im alltäglichen Sprachgebrauch gängig ist und deshalb seltener als *theoretischer Begriff* erachtet wird, sondern eher synonym zu den jeweiligen Fachbegriffen (Diversity, Heterogenität usw.) verwendet wird.

Im Folgenden gehe ich nun noch auf Multikulturalismus und Pluralität bzw. Pluralismus ein. Anders als Diversity- und Heterogenitätsbegriffe, dafür aber ähnlich wie der Vielfaltsbegriff setzen diese auch eher auf der Makroebene an.

Multikulturalismus

Wie das Diversity Management (s.o.) hat auch der Multikulturalismus seine Wurzeln in der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung (Goldberg 1994: 6), aber eben mit Fokus auf der Makroebene, genauer gesagt setzt dieser insbesondere am Politikstil an: Angestoßen durch die Bürgerrechtsbewegung in den 1960er Jahren und mit dem Ziel, Intergruppenkonflikte zu reduzieren und interethnische Beziehungen zu verbessern, sollte sich die bis dahin in den USA vorherrschende Melting-Pot-Ideologie hin zu einer integrativeren Politik, dem sog. Multikulturalismus, wenden.

Diese gemeinsamen Ursprünge tragen vielleicht dazu bei, dass verschiedene Beiträge Bezüge zwischen Diversity und Multikulturalismus herstellen und deren Verhältnis zueinander ausloten (z.B. Faist 2009; Berry 2019), wobei sich die Kernaussage auf die bereits konstatierte Ebeneneinteilung herunterbrechen lässt, nämlich, dass der Multikulturalismus auf der Makroebene und der im Unternehmenskontext propagierte Diversitybegriff auf der Mesoebene ansetzt.

Im angloamerikanischen Sprachraum erfährt das Multikulturalismus-Konzept vor allem auch in der psychologischen Migrationsforschung Beachtung (z.B. Berry 2019: 23; Ward/Gale/Staerklé et al. 2018: 839), wobei Berry (2019) drei verschiedene Bedeutungen herausarbeitet: Multikulturalismus beschreibe erstens einen demographischen Fakt, d.h. die meisten Gesellschaften weltweit würden sich heute durch kulturelle Diversität auszeichnen. Zweitens sei Multikulturalismus eine Ideologie, Menschen hätten eine Haltung gegenüber kultureller Diversität (bzw. der Tatsache, dass diese existiert), würden diese ablehnen oder akzeptieren. Drittens würden Regierungen politische Konzepte und Programme entwickeln, um die Akzeptanz von Diversity zu fördern (Berry 2019: 24). Berry betont zudem die Rolle der Gleichheit bzw. gleichen Partizipation, die seines

Erachtens eine zentrale Komponente des Multikulturalismus darstelle, eine Sichtweise, die an meine Ausführungen im Kapitel zur Integration (vgl. V. 4.) anschlussfähig ist und dort nochmal aufgegriffen wird. Im deutschsprachigen Kontext wird Multikulturalismus vornehmlich als Ideologie angesehen (s.u.), was den Begriff als theoretische Basis für diese Arbeit schwierig macht.

Pluralität und Pluralismus

Die Begriffe Pluralität und Pluralismus werden zwar nicht immer konsistent gebraucht (s.u.), aber es zeichnen sich zumindest disziplinspezifisch bestimmte Verwendungsweisen und Begriffsverständnisse ab: In der Philosophie und den Politikwissenschaften wird der Begriff des *Pluralismus* als Fachbegriff verwendet, er dient zur Bezeichnung einer politischen Strategie (s.u.). Der Begriff der *Pluralität* wird hingegen herangezogen, um auf die Vielheit eines Phänomens hinzuweisen. Anders jedoch im religionswissenschaftlichen Diskurs, in dem der Begriff der Pluralität üblicher scheint. Darüber hinaus verhält es sich mit dem Pluralismusbegriff ähnlich wie mit denen der Vielfalt und Diversität, d.h. er setzt an der Makroebene an.

In der philosophischen Forschung erfreut sich der Pluralismus einer langen Forschungstradition. Welsch (1988: 28f.) sieht dessen Anfänge im 18. Jahrhundert bei Kant, gefolgt von Abhandlungen der Philosophen Hegel und Husserl. Gegenstand der Arbeiten sei dabei die Frage nach der Vielheit von *Rationalitätstypen* gewesen, wobei sich die genannten Philosophen – Welsch zufolge – eher kritisch gegenüber einer möglichen Pluralität positionierten und vielmehr ein »Einheitsdekret« (ebd.: 29) der Vernunft propagierten. Davon ausgehend zeichnet Welsch nach, wie sich über Nietzsche und den französischen Philosophen Bachelard bis hin zur Postmoderne (als wichtigen Vertreter nennt er hier Lyotard) ein »Denken, das von grundsätzlicher Pluralität ausgeht« (Welsch 1988: 34), etablierte.

Im wechselseitigen Austausch mit philosophischen Überlegungen befasst sich auch die politikwissenschaftliche Forschung mit Pluralität und kann dabei ebenfalls auf eine gewisse Forschungshistorie zurückblicken. Erstmals verwendet wurde der Begriff des *Pluralismus* wohl 1915 von Harold Laski (vgl. Quaritsch 1980: 29), wobei einige Autoren die Ursprünge deutlich früher sehen²: So hätte sich eine der frühesten politischen Schriften der Vereinigten Staaten, die sog. Federalist Papers, bereits 1787/88 mit den unterschiedlichen Interessen in der Gesellschaft und den daraus entstehenden Gruppenbildungen befasst (Steinberg 1973: 394). In Großbritannien hätte wiederum das britische Recht durch die sog. Corporation und Voluntary Association schon früh (im 17. Jhd.) gesellschaftliche Selbstorganisation ermöglicht und damit zur Pluralisierung beigetragen. Der Ausgangspunkt politikwissenschaftlicher Pluralitätsforschung ist also – vereinfacht gesagt – die Frage, wie politische Systeme mit (wachsender) gesellschaftlicher Pluralität umgehen können. Der Begriff der Pluralität, zum Teil auch als »empirische Pluralität«

2 Dass hier einmal mehr nur US-amerikanische und europäische Entwicklungen zitiert werden können, ist weniger Anzeichen dafür, dass es hierzu in anderen Teilen dieser Erde keine Überlegungen oder Diskussionen gegeben hätte, sondern einfach nur dafür, dass diese in der ›westlich‹ dominierten Forschungslandschaft so nicht vorkommen bzw. nicht rezipiert werden.

(Wintermantel 2020: 258) bezeichnet, beschreibt dabei die Tatsache, dass aufgrund vielfältiger sozialer Gruppenzugehörigkeiten gesellschaftliche Pluralität entsteht, die sich dann in unterschiedlichen Interessen, Ansichten und Positionen, in sog. Meinungspluralität offenbart (ebd.: 258). Liberale Demokratien reagieren auf diese empirische Pluralität mit dem normativen Grundsatz des Pluralismus, der besagt, dass »allen Mitgliedern einer Gesellschaft, unabhängig von ihren sozialen Zugehörigkeiten, dieselben politischen und gesellschaftlichen Teilhaberechte und Lebenschancen« (Wintermantel 2020: 258) gewährleistet werden müssen. Damit zielt Pluralismus auf ein »friedliches und demokratisch gestaltetes Zusammenleben« (Schweitzer 2020: 33) ab und trägt, durch eine positive Rahmung der Vielfalt, zudem zu einem Freiheitsgewinn bei (ebd.: 33).

Wenn auch vielleicht nicht mit einer vergleichbar langen Forschungshistorie, dafür aber mit reger Forschungstätigkeit, widmen sich auch die Religionswissenschaften dem Phänomen der Pluralität (z.B. Boeckh 2015; Klutz 2016; Kumher 2008). Als Spezifikum dieses Bereichs stellt Sebastian Gäb (2020) heraus, dass Religionen konkurrierende Wahrheitsansprüche vertreten würden, weshalb die »Pluralität der Religionen auch eine Pluralität miteinander inkompatibler Weltdeutungen« sei (ebd.: 11). Aus diesem Problem der inkompatiblen Wahrheitsansprüche würden – so Gäb weiter – alle weiteren Fragen im Kontext religiöser Pluralität erwachsen (ebd.: 11).

Darüber hinaus taucht der Pluralitätsbegriff in erziehungswissenschaftlichen (z.B. Gogolin/Krüger-Potratz/Meyer 1998; Rosenberg/Geimer 2014), medienwissenschaftlichen (z.B. Bär 2005; Henningsen 2020) und soziologischen Arbeiten auf. In diesen Disziplinen lässt sich aber kein vergleichbar intensiver Diskurs nachzeichnen, bzw. was die Soziologie angeht, scheinen andere Begriffe wie der Diversitätsbegriff aktuell mehr Aufmerksamkeit zu erfahren (siehe z.B. Klimke/Lautmann/Stäheli et al. 2020³). Deshalb belasse ich es hier mit dem Hinweis auf die Begriffsverwendung in diesen Disziplinen, ohne jedoch eine nähere Analyse durchzuführen.

Aus den obigen Ausführungen kann gefolgert werden, dass sich der Pluralitätsbegriff sowohl was dessen inhaltliche Ausrichtung als auch, was die Disziplinen angeht, die von diesem Gebrauch machen, durch eine große Bandbreite auszeichnet. Das lässt den Begriff (wenn auch vielleicht nur auf den ersten Blick) etwas vage anmuten, schafft aber gleichzeitig eine hohe trans- und interdisziplinäre Anschlussfähigkeit.

3.1.2 Vielfalt in der Psychologie

In den obigen Ausführungen wurde aufgezeigt, in welchen Disziplinen die verschiedenen theoretischen Vielfaltsbegriffe verortet sind und unter welchen Prämissen und Vorannahmen diese dort erforscht werden. Wie dabei deutlich wurde, lässt sich keiner der Begriffe originär in der Psychologie verorten. Da meine Arbeit jedoch eine dezidiert psychologische Ausrichtung hat, wird an dieser Stelle kurz aufgezeigt, welche Bezüge die genannten Begriffe zur psychologischen Forschung aufweisen. Dabei sei vorausgeschickt, dass das Thema als solches der Psychologie keineswegs »fremd« ist. Vielmehr

3 Bei der angeführten Quelle handelt es sich um ein Lexikon der Soziologie. In diesem werden für die Begriffe Vielfalt oder Pluralität keine Definitionen geliefert, wohl aber für den Begriff der Diversität (mit Verweis auf Diversity).

ist nicht zuletzt die sozialpsychologische Forschung traditionell mit Themen befasst, die häufig im Zusammenhang mit Diversität verhandelt werden, wie beispielsweise Stereotype, Diskriminierung, Soziale Identität und Inter- sowie Intragruppenprozesse (vgl. z.B. Stürmer/Siem 2020).

Allerdings wird außer dem Heterogenitätsbegriff keiner der hier diskutierten Begriffe in einem einschlägigen psychologischen Wörterbuch wie *dem Dorsch* (Wirtz 2021b) definiert. Dieses Phänomen ist bei ähnlichen Begrifflichkeiten ebenfalls beobachtbar (z.B. beim Differenzbegriff, siehe Utler 2018: 94), was darauf hindeutet, dass diese – vielleicht auch, weil sie in der Psychologie als selbstverständlich erachtet werden – nicht als theoretisch reflexions- oder zumindest definitionsbedürftig angesehen werden.

Um jedoch einen Einblick zu erhalten, welche der genannten Begriffe in psychologischen Arbeiten verwendet werden und in welchen Kontexten diese auftauchen, stelle ich im Folgenden die Ergebnisse einer OPAC-Recherche in den Katalogen der Universitäten Bayreuth und Regensburg⁴ dar, die wie folgt aufgebaut ist: Ich tippe die jeweiligen Begriffe (Heterogenität, Vielfalt, Diversität, Diversity, Pluralität und Multikulturalismus) einzeln in die Leiste *Titel* ein und starte die Suche. Von der erscheinenden Ergebnisliste halte ich zunächst die Gesamttrefferanzahl in den beiden Katalogen fest und wähle in einem nächsten Schritt unter der Kategorie *Treffer eingrenzen* das Fach *Psychologie*. Die dann erscheinenden Beiträge unterziehe ich einer inhaltlichen Überprüfung (welches Themengebiet behandeln die Beiträge, zeichnen sich Bezüge zu anderen Disziplinen ab, wie ist das Inhaltsverzeichnis aufgebaut?).

Die Recherche für den Begriff *Heterogenität* liefert im Regensburger Katalog 362, im Bayreuther Katalog 186 Treffer. Wird die Facheinschränkung *Psychologie* vorgenommen, verbleiben in beiden Katalogen je vier Treffer, was sehr deutlich zeigt, dass der Heterogenitätsbegriff in der psychologischen Forschung eine untergeordnete Rolle spielt. Die meisten der vier Treffer weisen einen deutlichen Bezug zum schulischen Kontext auf (Biederbeck 2013; Rebel 2011; Steiger 2019), was einmal mehr die Verortung des Begriffs im erziehungswissenschaftlichen bzw. schulpädagogischen Diskurs demonstriert. Die anderen beiden Beiträge (die Treffer in den beiden Katalogen sind nicht identisch) verwenden den Heterogenitätsbegriff einmal zur Bezeichnung des Spannungsfelds kindlicher Entwicklung zwischen Normierung und Heterogenität (Kelle/Tervooren 2008) und einmal zur Beschreibung von wertbezogenen Unterschieden im Kulturvergleich (Brinkmann 2020), wobei sich die jeweils zugrunde gelegten Begriffsverständnisse voneinander unterscheiden: Brinkmann bezeichnet als Heterogenität unterschiedliche Wertausprägungen (ein Gebrauch, der sich sonst eher für den Vielfaltsbegriff feststellen lässt, s.u.), während sich die Beiträge im Herausgeberwerk von Kelle und Tervooren (2008) an das ›klassische‹ Begriffsverständnis anlehnen und Unterschiede als Abweichung zur Norm entwerfen.

4 Da an der Universität Bayreuth, an der diese Schrift entstand, kein reguläres Psychologiestudium möglich ist, ergänze ich die OPAC-Recherche im Bayreuther Katalog (Stand: 25.05.2020) um eine Recherche an einer Universität mit grundständigem psychologischen Studium. Dass ich mich dabei für die Universität Regensburg entscheide, begründet sich damit, dass ich aufgrund meines Psychologiestudiums an der Regensburger Universität weiß, dass die dortige Bibliothek über einen gut sortierten Bestand psychologischer Literatur verfügt.

Vielfalt als Suchbegriff ergibt mit der Facheinschränkung *Psychologie* insgesamt 30 (im Regensburger OPAC, gesamt: 1338) bzw. 14 Treffer (im Bayreuther OPAC, gesamt: 908): Die Beiträge behandeln zum einen »klassische« Diversitythemen (z.B. geschlechtliche Vielfalt oder kulturbezogene Vielfalt, s.u.), zum anderen umfassen die gefundenen Ergebnisse Arbeiten, in denen ein bestimmtes Phänomen im Vordergrund steht, das aber in mannigfaltigen Ausprägungen existiert, z.B. die Vielfalt von Abbrüchen in der Psychotherapie (Cinkaya 2016), der professionellen Trauerarbeit (Wehner 2014) bis hin zu Meditationsformen (Malinowski 2019). In diesen Arbeiten wird der Vielfaltsbegriff jedoch nicht als theoretischer Fachbegriff verhandelt.

Die OPAC-Recherche zum Begriff *Diversität* für das Fach Psychologie ergibt fünf bzw. sieben Treffer (von 167 bzw. 258 Gesamt Treffern), ein Teil davon weist Bezüge zur unternehmensbezogenen (Krause/Vedder 2016; Winkler 2011), der andere Teil zur pädagogischen Forschung (Schrittesser 2019; Stenger/Edelmann/Nolte et al. 2017) auf. Das deutet auf eine stärkere disziplinäre Auffächerung des Begriffs der Diversität hin (vgl. S. 252) als dies bei den anderen Begriffen der Fall war.

Die meisten Resultate erzielt die Recherche zum Begriff *Diversity*: für das Fach Psychologie ergibt sie 65 Treffer im Regensburger und 42 Treffer im Bayreuther Katalog und damit in absoluten Zahlen mehr Treffer als bei allen anderen Begriffen, wobei hier anzumerken ist, dass die Gesamtzahl der Treffer mit 1573 und 1477 im Großen und Ganzen deutlich höher ist als die Gesamtzahl der Treffer für die anderen Begriffe. Konkret handelt es sich bei den psychologischen Beiträgen vor allem um Publikationen zum Diversity Management. Dies begründet sich vermutlich damit, dass es sich hierbei um eine Organisationsentwicklungsstrategie handelt, für die es in der Psychologie mit der Arbeits- und Organisationspsychologie eine eigene Teildisziplin gibt.

Zudem zeigt sich, dass einige der aktuelleren angloamerikanischen Publikationen, die sich sowohl in der »klassischen« Sozialpsychologie als auch in der psychologischen Migrationsforschung verorten lassen, nunmehr den Diversitybegriff verwenden. Das führt bisweilen jedoch dazu, dass zwar der Diversitybegriff als Buchtitel gewählt wird, im Buch selbst dann aber Inhalte im Vordergrund stehen, die eher den gängigen Inhalten sozialpsychologischer Lehrbücher entsprechen, wie Vorurteile und Stereotype (z.B. Blaine/McClure Brenchley 2018). Ganz ähnlich scheint es sich auch mit der Verwendung des Diversitybegriffs in der psychologischen Migrationsforschung zu verhalten: Berry verfasst beispielsweise einen Beitrag zu Diversity, in dem er den Begriff mit gängigen Akkulturationskonzepten in Beziehung setzt, allerdings ohne den Diversitybegriff selbst einer eingehenderen theoretischen Reflexion zu unterziehen (vgl. z.B. Berry 2019: u.a. 23, 27, 31). Diversity scheint also auch eine Art Modewort darzustellen, von dessen Verwendung sich die Autor*innen möglicherweise eine höhere Aufmerksamkeit für ihre Themen erhoffen.

Die Recherche zum Begriff *Pluralität* liefert insgesamt 135 Treffer (im Regensburger Katalog) und 74 (im Bayreuther Katalog), die sich mit der Fachauswahl *Psychologie* stark reduzieren, auf vier bzw. einen Treffer. Drei der vier Beiträge stammen dabei aus dem Bereich der Psychoanalyse, wobei hier der Begriff der *Pluralität* – wie auch im Fall der Vielfalt – zur Beschreibung der Mannigfaltigkeit von Phänomenen, hier wissenschaftlicher Pluralität, verwendet wird (Bohleber 2019; Leuzinger-Bohleber/Benecke/Hau 2015), aber ansonsten nicht näher definiert wird. Die andere Publikation, die sowohl im Bay-

reuther als auch im Regensburger Katalog verzeichnet ist, ist das Buch *Sphären der Gerechtigkeit* von Michael Walzer (1992), in dem er eine philosophisch basierte Theorie der Verteilungsgerechtigkeit entwirft, in der Pluralität insofern eine Rolle spielt, als Walzer dafür plädiert, Gleichheit nicht wörtlich zu nehmen, sondern soziale Güter in verschiedenen Sphären nach spezifischen Kriterien zu verteilen. In dem Buch werden zwar psychologisch anschlussfähige Konzepte behandelt (z.B. Liebe oder Erziehung), die aber eben aus philosophischer und nicht aus psychologischer Perspektive beleuchtet werden, so dass letztlich unklar bleibt, inwiefern es sich hier um ein psychologisches Werk handelt. Pluralität wird wiederum – wenn auch etwas differenzierter reflektiert – ähnlich wie in den psychoanalytischen Beiträgen als Komplexität bzw. Mannigfaltigkeit verstanden.

Die Recherche mit dem Schlagwort *Multikulturalismus* ergibt 26 bzw. 23 Treffer (Regensburger bzw. Bayreuther Katalog), wobei keiner der gefundenen Treffer dem Fach der Psychologie zugeordnet werden kann. Ein ähnliches Ergebnis bekomme ich auch mit einer Variation des Suchbegriffs: Wenn ich das Adjektiv *multikulturell* verwende, erhalte ich zehn bzw. acht Treffer, von denen sich jeweils einer dem Fach Psychologie zuordnen lässt⁵. Multikulturalismus scheint also in der deutschsprachigen Psychologie keine oder nur eine untergeordnete Rolle zu spielen. Das lässt sich sicherlich auf den ambivalenten bis schlechten Ruf zurückführen, den der Multikulturalismus im deutschsprachigen und europäischen Raum genießt (vgl. z.B. Geißler 1991: 19; Malik 2015), wo dieser nicht selten als ›linke und gescheiterte‹ Ideologie abgetan wird (vgl. Caritasverband für das Erzbistum Paderborn e.V. 2008: 62), während dieser im angloamerikanischen Kontext stärker als (politisches) Konzept ernstgenommen wird (vgl. S. 252). So überrascht es nicht, dass die Recherche mit dem englischen Begriff *multiculturalism* deutlich mehr Treffer liefert, nämlich 157 (Regensburger OPAC) bzw. 150 (Bayreuther OPAC). Darunter sind auch zwei (Regensburg) bzw. vier (Bayreuth) Treffer im Fachbereich Psychologie.

Aus den Ausführungen der vorausgegangenen Teilkapitel lässt sich folgern, dass Vielfalt eines der zentralen Themen menschlichen Daseins darstellt: Individuen, Gruppen und Gesellschaften sind vielfältig und werden in diversen Feldern und Kontexten mit Vielfalt konfrontiert, müssen sich mit dieser auseinandersetzen, und zu dieser verhalten. So gesehen überrascht es wenig, wenn sich diese Vielfalt auch in einer Vielheit der theoretischen Begrifflichkeiten, Forschungszugänge und -themen widerspiegelt. In den kurzen Synopsen der einzelnen Disziplinen zeichnet sich jedoch auch ein Wechselspiel aus Vereinheitlichung und monistischen Tendenzen einerseits und Vielfalt andererseits ab, wobei erstere oft von Letzteren eingeholt zu werden scheinen. Außerdem lässt sich ein gewisser Trend zur Diversitätsforschung beobachten. Von den oben behandelten Diversitätsbegriffen ist keiner in der psychologischen Forschung dominant und doch weist die Psychologie vielfältige Anknüpfungspunkte zu den verschiedenen Forschungsthemen und Begriffsverständnissen auf. Deshalb unternehme ich im folgenden

5 Es existiert ein Sammelband mit dem Titel *Psychologie und multikulturelle Gesellschaft*, der von Alexander Thomas 1996 herausgegeben wurde. Mit den o.g. Schlagwörtern wird dieser Band allerdings nicht aufgefunden. Das skizzierte Ergebnis ist aber sicher nicht nur auf Probleme mit der richtigen Formulierung des Suchbegriffs rückführbar. Das zeigt schon die Tatsache, dass der Sammelband von Thomas im Handel vergriffen ist und nicht wieder aufgelegt wird.

Teilkapitel eine transdisziplinäre Begriffskonturierung, zu der ich verschiedene Arbeiten zum Diversitätsverständnis heranziehe, aus denen ich Bedeutungsdeterminanten herausarbeite, um im Anschluss auf die Annahmen zur Entstehung und Aushandlung von Diversität einzugehen. Die Ausführungen bilden den heuristischen Rahmen für die nachfolgenden empirischen Analysen.

3.1.3 Konturierung des Begriffs

Die Definitionen der verschiedenen Diversitätsbegriffe (Heterogenität, Diversität usw.) bzw. die dazugehörigen Ausführungen enthalten verschiedene Ansätze, mithilfe derer ich den Begriff für diese Arbeit konturieren möchte.

Semantische Unterscheidung: Vielfalt und Verschiedenheit

Eine wichtige, wenn auch theoretisch eher seltener reflektierte Differenzierung des Diversitätsbegriffs ist eine semantisch basierte, die davon ausgeht, dass sich Vielfaltsphänomene durch zwei Facetten auszeichnen bzw. aus zwei Blickwinkeln betrachtet werden (können): einmal im Sinne einer Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit und zum anderen als Unterschiedlichkeit bzw. Verschiedenheit (Leenen/Groß/Grosch et al. 2014: 31; Di Blasi 2016: 29). Erstere bezeichnet eine Fülle von verschiedenen Formen (Salzbrunn 2014: 8), wohingegen bei letzterer der Fokus auf den verschiedenartigen Teilen liegt, aus denen etwas besteht (Blum/Zschocke/Rheinberger et al. 2016a: 409). Dieser Unterscheidung trägt Di Blasi auch begrifflich Rechnung, indem er das Gesamtphänomen als *Diversität* bezeichnet und dann Unterdifferenzierungen in Vielfalt (im Sinne einer Mannigfaltigkeit) und Verschiedenheit vornimmt. Diese Verwendung der Begriffe hebt sich von den meist gängigen Synonymverwendungen ab und bringt gleichzeitig einen semantischen Mehrwert, weshalb sie auch für diese Arbeit übernommen werden soll.

Ergänzend arbeite ich an dieser Stelle noch heraus, welche Schwerpunktsetzungen sich bei den Heterogenitäts-, Diversity- und Vielfaltskonzepten abzeichnen.

Das Nomen *Heterogenität* bzw. das Adjektiv heterogen stammen aus dem Griechischen und setzen sich aus den Begriffen *héteros* und *génos* zusammen, wobei ersterer so viel bedeutet wie *verschieden*, *anders*, während unter letzterem *Klasse* oder *Art* zu verstehen ist (Kluge/Seebold 2011). In heutigen Verwendungskontexten beschreibt der Begriff der Heterogenität insbesondere Unterschiede zwischen Individuen oder Gruppen und fokussiert damit deutlich den Aspekt der Verschiedenheit.

Der angloamerikanische *Diversity*begriff nimmt ganz ähnlich oder vielleicht sogar noch etwas dezidiierter Unterschiede zwischen Individuen und Gruppen in den Blick, wie sich an folgender Definition verdeutlichen lässt: »Diversity is the presence of difference. However, the most common usages of diversity refer to social difference, or differences among people« (Blaine/McClure/Brenchley 2018: 2; ähnlich: Jones/Dovidio/Vietze 2014: 6). Während der Aspekt der Unterschiede gesetzt scheint, lässt die Definition Spielraum dafür, um welche Art von Unterschieden es sich handelt, wenn auch mit dem Hinweis auf die gebräuchlichsten: soziale (also auf Gruppen bezogen) oder personenbezogene.

Der Begriff der *Vielfalt* hingegen wird im Alltagsverständnis stärker mit Vielfältigkeit und Mannigfaltigkeit assoziiert, eine Assoziation, die sich auch sprachgeschichtlich ent-

sprechend fundieren und nachzeichnen lässt (vgl. Salzbrunn 2014: 8). Ähnliches gilt für den Pluralitätsbegriff (vgl. Schweitzer 2020: 33), d.h. auch dieser hebt auf die Vielgestaltigkeit eines Phänomens und weniger auf mögliche Unterschiede ab, bezieht sich dabei aber insbesondere auf Phänomene auf der Makroebene.

Da es kaum tiefergehende theoretische Auseinandersetzungen mit den beiden Diversitätsvarianten gibt, scheint es wenig überraschend, dass auch die Frage danach, wie sich diese zueinander verhalten, nicht näher behandelt wird. Die Ausnahme bildet auch hier Di Blasis Beitrag, in dem er konstatiert, dass die beiden Bedeutungsdimensionen eine Art Spannungsfeld erzeugen, da sich Vielfalt durch eine reflexiv depolitisierende Ausrichtung auszeichne (Di Blasi 2016: 29), während Verschiedenheit eine politisierende Konnotation aufweise. Daran mag sich die Frage anschließen, ob hier nicht auch andere Varianten denkbar wären (siehe Kap. V. 3.2.1, 3.2.7).

Ebenenbezogene Unterscheidung: Mikro- Meso- und Makroebene

Einen weiteren Ansatz zur Bestimmung des Diversitätsbegriffs liefert Faist (2009: 174), der anhand einer – wie er es selbst nennt – vorläufigen (engl. »preliminary«, ebd.: 174) Begriffsanalyse drei Bedeutungsebenen herausarbeitet, die an die Aufteilung in Makro-, Meso- und Mikroebene erinnern: auf der ersten Ebene ist Diversity ein Synonym für den kulturellen Pluralismus der Gesellschaft, der multikulturelle Politik erfordere. Die zweite Ebene beschreibt Vielfalt in Organisationen, beispielsweise wenn Unternehmen Vielfalt in ihren Routinen und Praktiken berücksichtigen. Auf der letzten, der individuellen Ebene, äußere sich Vielfalt in Form von interkultureller Kompetenz (ebd.: 174).

Diese Ebenen ließen sich – auch wenn Faist (2009) dies nicht explizit tut – in einer Art Modell zusammenführen, das die Komplexität des Phänomens, aber auch des Forschungsdiskurses abbildet (wenn auch vereinfacht). Gleichzeitig könnte ein derartiges Modell dazu ermuntern, die dem Phänomen zugrundeliegenden Gemeinsamkeiten und Querverbindungen nicht aus dem Blick zu verlieren, worin meines Erachtens die Stärke eines solchen Modells liegen könnte.

Allerdings wären an einzelnen Stellen noch Konkretisierungen oder Ergänzungen hilfreich, und zwar zunächst bezogen auf die Semantik der drei Ebenen, da sich diese wie folgt unterscheidet: Während bei der ersten Ebene Vielfalt als Gegebenheit skizziert wird, ist bei den Ebenen zwei und drei nicht das bloße Vorhandensein von Vielfalt Thema, sondern es ist von *Berücksichtigung* der Vielfalt oder sogar von darauf bezogener *Kompetenz* die Rede. Hier erschiene es also sinnvoll zu konkretisieren, ob das Konzept nur das Vorhandensein von Vielfalt auf verschiedenen Ebenen abbilden soll oder ob über diese deskriptive Ebene hinausgehend auch die Berücksichtigung und ggf. Aushandlung sowie die Effekte von Vielfalt in den Blick genommen werden (sollen). Hinzu kommt, dass Faists (2009) Begriffsanalyse nur kulturelle Diversität in den Blick nimmt. Hier wäre überlegenswert, ob einem Modell nicht auch ein breiteres Vielfaltsverständnis zugrunde gelegt werden könnte (wie es Faist übrigens in seinem Artikel ohnehin vertritt), was auch dessen Geltungsanspruch erhöhen würde. Das würde dann entsprechende Erweiterungen auf der Makro- und Mikroebene erfordern: Was beispielsweise die individuelle

Ebene angeht, müsste die interkulturelle Kompetenz⁶ um andere Kompetenzvarianten ergänzt werden, z.B. soziale oder auch globale Kompetenz.

Gegenstandsbezogene Unterscheidung: Formen sach- und lebewesenbezogener Diversität

Die meisten Ausführungen und Abhandlungen zu Diversität beziehen sich – mal mehr mal weniger explizit – auf menschliche Vielfalt, und zwar im Sinne einer auf *Menschen bezogenen* Vielfalt. Dass Vielfalt sich aber auch auf andere Lebewesen sowie auf Gegenstände, Themen, Bereiche usw. beziehen kann, scheint dabei bisweilen in Vergessenheit zu geraten oder zumindest nicht näher zu interessieren (für eine Ausnahme siehe Blum/Zschocke/Rheinberger et al. 2016b). Für die vorliegende Arbeit ist jedoch eine Berücksichtigung beider Varianten von Bedeutung, da Vielfalt von den Teilnehmenden nicht nur bezogen auf den Menschen thematisiert wird. Allerdings mag sich die grundlegende Frage stellen, ob und warum es sinnvoll ist, quasi a priori eine Differenzierung zwischen sachbezogener und menschlicher oder auch auf Lebewesen bezogener Vielfalt vorzunehmen. Denn bei derartigen Vorabunterscheidungen besteht immer die Gefahr, Unterschiede erst zu generieren und damit (potentielle) Gemeinsamkeiten aus dem Blick zu verlieren (u.a. aufgrund der selektiven Aufmerksamkeit: Hagendorf/Krummenacher/Müller et al. 2011). Dass hier dennoch eine Vorabdifferenzierung vorgeschlagen wird, begründet sich insbesondere mit den theoretischen Vorannahmen zur Entstehung von Diversität (s.u.). Denn bei sozialer Diversität spielen die zwischenmenschlichen Aushandlungen eine zentrale Rolle: Vielfalt entsteht auch dadurch, dass Menschen auf Zuschreibungen reagieren, diese interaktiv aushandeln und Veränderungen vornehmen. Und auch Diskriminierungen (die im Zusammenhang mit Diversität oft untersucht werden) stellen letztlich keine einseitigen »Behandlungen« dar, sondern sind eingebettet in Interaktionen, d.h. diskriminierte Menschen reagieren auf die Diskriminierungen, indem sie sich beispielsweise zur Wehr setzen, sich nicht zu Opfern machen lassen o.ä. Dieser interaktive Charakter fehlt bei sachbezogener Vielfalt, zwar ist auch diese oft menschengemacht und kann sich verändern, aber eine Reaktion der vielfältigen Dinge bleibt aus.

Was wiederum andere Lebewesen (und ich fasse darunter auch die Natur) angeht, so gehe ich hier von einer Art Zwischenform bezüglich der Reaktion auf »Behandlungen« aus: Diese erfolgt vielleicht weniger gezielt, bewusst und im Sinne menschlicher Kognition reflektiert oder durchdacht, aber auch andere Lebewesen reagieren. Als Beispiel hierfür sei auf menschliche Eingriffe verwiesen, die im komplexen Ökosystem stets Reaktionen hervorrufen, auch wenn diese vom Menschen so oft nicht vorhergesehen werden (vgl. z.B. Weber 2018, Teil V). Vor dem Hintergrund der obigen Ausführungen scheint also eine binäre Unterscheidung weniger zielführend, vielmehr bietet sich eine graduelle Einteilung an, die ich als »Formen sach- und lebewesenbezogener Diversität« bezeichne. Darüber hinaus deuten sich enge Verflechtungen der verschiedenen gegenstands-

6 Zudem müsste das Verständnis von interkultureller Kompetenz expliziert werden, nicht zuletzt, weil Faist in seinen Ausführungen »Multilingualität« (Faist 2009: 174) als Beispiel für interkulturelle Kompetenz anführt, was allerdings – wie an anderer Stelle erörtert (vgl. Utler 2020) – schwierig erscheint.

bezogenen Diversitätsformen an, die ich hier am Beispiel des Zusammenspiels sachbezogener und menschlicher Diversität in künstlerischen Kontexten illustrieren möchte: Künstlerische Schaffensprozesse behandeln oft soziale Diversität, wobei soziale Diversität den Anstoß oder auch den Gegenstand künstlerischen Tuns bilden kann, in die auch die Diskurse um die Entstehung und Aushandlung sozialer Vielfalt Eingang finden, die ihrerseits durch künstlerisches Tun weiterentwickelt werden. Zudem zeichnen sich sowohl die Rezipient*innen als auch die Kunstschaffenden selbst durch soziale Diversität aus. Letztere wiederum trägt auch zu einer Diversität »künstlerischer Produkte« bei (Zschocke 2016: 259).

Unterscheidung nach geteilter Basis vs. Unvereinbarkeit

Im Pluralitätsdiskurs findet sich eine weitere Unterscheidung, die von Welsch (1988) mit dem Schlagwort der *radikalen Pluralität* bezeichnet wird und die er vom *Pluralismus* abgrenzt (wie erwähnt weicht sein Verständnis von Pluralität und Pluralismus von den gängigen ab. Der hier skizzierten Überlegung tut dies jedoch keinen Abbruch). Während es sich beim *Pluralismus* um ein Zwei-Stufen-Modell mit einer Basis aus gemeinsamen Überzeugungen handle (ebd.: 37), zeichne sich *radikale Pluralität* durch Grunddissense, Unvereinbarkeiten und Widerstreit aus (Welsch 1988: 38). Zentrale Annahme des Zwei-Stufen-Modells ist, dass die geteilten Überzeugungen sowie entsprechende Institutionen, die die erste Stufe kennzeichnen, eine so starke verbindende Basis bilden, dass »man sich dann zweitens Pluralität leisten« könne (Welsch 1988: 37). Zur Konkretisierung dessen, was *radikale Pluralität* ausmacht, liefert Welsch wiederum nur wenige konkrete Beispiele. An einer Stelle erwähnt er, dass mittlerweile unterschiedliche Partnerschaftsmodelle erprobt würden, unter anderem auch gleichgeschlechtliche (Welsch 1988: 38). Inwiefern dieses Beispiel eine grundlegende Unvereinbarkeit abbildet, wäre meines Erachtens zu fragen, schließlich unterscheiden sich gleich- und gemischtgeschlechtliche Partnerschaften oft gar nicht so stark voneinander, wie sich am Wunsch zu heiraten und eine Familie zu gründen (den ja gleich- und gemischtgeschlechtliche Beziehungen oft gleichermaßen teilen, wenn auch vielleicht unterschiedlich stark ausgeprägt) verdeutlichen lässt. Hier gälte also zu eruieren, ob sich die von Welsch vorgenommene Unterscheidung auch als empirisch tragfähig erweist.

Die vier skizzierten Ansätze leisten einen Beitrag zur Bestimmung bzw. Konturierung des Diversitätsbegriffs. Dabei schließen sich die angeführten Varianten nicht aus, vielmehr können diese – je nach Gegenstand und Kontext – einzeln oder auch gemeinsam herangezogen werden. Im Folgenden erörtere ich, wie Diversität entsteht (3.1.4) und wie sie ausgehandelt (3.1.5) wird, wobei auch diese beiden Aspekte ineinandergreifen.

3.1.4 Entstehung: Konstruktion vs. Ausdifferenzierung

Die Frage, wie Diversität entsteht, wird meist nicht näher oder nur beiläufig behandelt. Gerade aber angesichts existierender Essentialisierungstendenzen erscheint es sinnvoll, den Entstehungsprozess theoretisch stärker zu fundieren. Deshalb integriere ich hierzu ein Teilkapitel, dessen Ausgangspunkt die Ausführungen von Martin Fuchs (2007) bilden. Ihm zufolge resultiert Diversität aus Differenzierungen, genauer *Differenzhandlungen* (ebd.: 17), die sich durch zwei Varianten auszeichnen.

Bei der ersten Variante werden Menschen zum Objekt von Differenzierungshandlungen anderer und damit letztlich »Opfer« sozialer Kategorisierungen (Fuchs 2007: 18). Dabei spielen – Fuchs zufolge – Machtbeziehungen eine wichtige Rolle (ebd.: 21). Ganz ähnlich äußert sich Budde zu dieser Entstehungsform, geht dabei allerdings noch stärker auf den zugrundeliegenden Wahrnehmungsprozess ein, indem er darauf verweist, dass so »ziemlich jede menschliche Wahrnehmung von Sachverhalten, Personen [...]« (Budde 2017: 13) mit Vergleichen einhergehe, die wiederum in Kategorisierungen und Unterscheidungen münden würden.

Die zweite Entstehungsvariante beschreibt wiederum Differenzhandlungen, bei denen Individuen Dinge neu denken, anders denken als andere, woraus andere Weltbilder, andere Sozialpraktiken und (kulturelle) Lebensformen und damit (soziale) Vielfalt resultieren (Fuchs 2007: 17). Dieses Neu-Denken bedarf aber entsprechend ermöglichender Settings, wie Wolfgang Welsch (1988) in seinen philosophisch begründeten Ausführungen verdeutlicht: Er konstatiert, die Moderne habe eine Situation geschaffen, in der viele verschiedene Lebensentwürfe möglich seien und es – allgemeiner gesprochen – »auf jede Frage mehrere gleichberechtigte Antworten« (Welsch 1988: 27) gebe. Vergleichbare Überlegungen finden sich in soziologischen Arbeiten, die argumentieren, die Moderne habe neben segmentalen vermehrt funktionale Differenzierungen generiert, was zur gesellschaftlichen Ausdifferenzierung beigetragen habe (Hahn 1997)⁷. Hierfür bedarf es aber, wie von Alleman-Ghionda (2011: 25) beiläufig erwähnt und von politikwissenschaftlichen Beiträgen konkret benannt (Quaritsch 1980: 29), entsprechender Gesetze sowie einer institutionellen Praxis. Somit ist der Pluralismus (der ja letztlich eine derartige Norm repräsentiert), nicht nur eine Antwort auf eine zunehmende gesellschaftliche Vielfalt, sondern trägt auch zu deren Entstehung und Aufrechterhaltung bei. Darüber hinaus wird sowohl in erziehungswissenschaftlichen als auch in politikwissenschaftlichen Arbeiten auf die Rolle individueller Faktoren hingewiesen, die – seien sie angeboren oder erworben – ebenfalls zur Entstehung von Diversität beitragen (Alleman-Ghionda 2011: 25; Steinberg 1973: 394).

Diversität kommt also einerseits durch Kategorisierungen und Konstruktionen zustande und kann andererseits ein Resultat von Ausdifferenzierungen sein, wobei Fuchs daraufhinweist, dass die beiden Entstehungsvarianten nicht getrennt voneinander existieren, sondern einander überlagern (Fuchs 2007: 18). Diese Überlagerung kommt mit dadurch zustande, dass das individuelle, aber auch kollektive Selbstverständnis – ganz im Sinne des symbolischen Interaktionismus – davon beeinflusst wird wie andere einen sowie die eigene Lebenswelt sehen. Daraus lässt sich folgern, dass das eingangs genannte *neu denken* nie unbeeinflusst von anderen erfolgt (ebd.: 20).

7 Hier sei auf folgende Unterschiede hingewiesen: Hahns soziologischer Blick fokussiert darauf, dass Ausdifferenzierungsprozesse die Entstehung verschiedener *Identitäten* bedingen, während Fuchs und Welsch 1988 die Ausdifferenzierung von *Lebensentwürfen/-stilen* beschreiben. Zwar mag es hier wechselseitige Überlagerungen geben, weil beispielsweise Lebensstile die Grundlage für die Formation von Identitäten bilden können und Identitäten nicht selten auch Lebensstile nahelegen, eine Gleichsetzung würde jedoch die Unterschiede verschwimmen lassen, nämlich, dass Identitäten deutlich stärker als ›bloße‹ Lebensstile zu Zuschreibungen führen können.

In der wissenschaftlichen Debatte erfährt das Phänomen der Ausdifferenzierung im Sinne eines Neu-Denkens deutlich weniger Aufmerksamkeit, so dass meine Ergebnisauswertungen hierzu neue Erkenntnisse liefern können. Zu Kategorisierungen und Markierungen von Differenzen und deren weiterer Aushandlung existieren wiederum zahlreiche Abhandlungen, auf die ich im folgenden Kapitel näher eingehe. Meine Ergebnisauswertungen können ergänzend aufzeigen, wie sich die beiden Varianten zueinander verhalten.

Darüber hinaus sei hier noch ein weiterer Aspekt angesprochen, der ebenfalls im Zuge dieser Arbeit näher behandelt werden kann (vgl. S. 258f.): Die dargestellten Entstehungsvarianten könnten – so meine Vermutung – in unterschiedliche Diversitätsformen münden: Die Ausdifferenzierung könnte eher in Vielfalt resultieren, während die vergleichsbasierten Unterscheidungen auf Verschiedenheit hinauslaufen. Hierzu sind mir allerdings keine weiteren theoretischen Arbeiten bekannt, weshalb diese Frage ebenfalls im Zuge der Auswertung und der damit einhergehenden Analysen berücksichtigt wird.

Abschließend sei noch auf einen letzten Aspekt, den der Veränderung und Dynamik hingewiesen, der von Fuchs (2007) ebenfalls thematisiert wird und der in den obigen Ausführungen schon anklang: Weder die jeweiligen Lebenswelten noch die Vielfalt selbst sind – so Fuchs – statisch, sondern ändern sich kontinuierlich. Deshalb plädiert Fuchs dafür, Vielfalt, aber auch Kulturen prozesshaft und interaktiv zu verstehen und diese auch so zu erfassen (Fuchs 2007: 21; aber auch ansatzweise Bukow 2011: 38). Diese Herangehensweise beuge zudem der Gefahr vor, Vielfalt und Kulturen zu essentialisieren. Dies wird in meiner Arbeit insofern gewährleistet, als ich an den von den Teilnehmenden initiierten Diversitätsschilderungen und -erlebnissen ansetze und rekonstruiere, wie sie Vielfalt in Deutschland erleben und sich dazu in Bezug setzen. Dabei kann ich anhand der Bilder und Erzählungen der Teilnehmenden auch (zumindest ansatzweise) nachzeichnen, wie Vielfalt entsteht.

3.1.5 Aushandlungen von Diversität

Dieses Teilkapitel widmet sich den Aushandlungen von Diversität. Den zentralen Bezugspunkt hierfür bildet der bereits erwähnte Artikel von Di Blasi (2016), in dem der Autor anhand von drei Phänomenen (Markierte vs. Unmarkierte, binäres Denken, Exklusion vs. Inklusion) herausarbeitet, wie sich das konstatierte Spannungsfeld zwischen Vielfalt und Verschiedenheit konstituiert. Im Folgenden lege ich zunächst Di Blasis Argumentation dar, wobei ich dieser dann Überlegungen und theoretische Erkenntnisse (vornehmlich aus der Psychologie) zur Seite bzw. gegenüberstelle, mittels derer erste vorsichtige Sondierungen im Hinblick auf die Frage vorgenommen werden, ob sich das Verhältnis von Vielfalt und Verschiedenheit nicht auch anders als in Form eines Spannungsfelds ausgestalten könnte. Diese theoretischen Vorarbeiten bilden die Grundlage für die späteren empirischen Auswertungen.

Markierte vs. Unmarkierte

Den Begriff der *Unmarkierten* verwendet Di Blasi (2016: 29) für diejenigen, die im Diversitydiskurs letztlich nicht näher thematisiert werden, da sie – wie der oft zitierte weiße heterosexuelle Mann – eben nicht stigmatisiert und diskriminiert werden. Diese Un-

markierten oder »Anderen der Verschiedenen« (ebd.: 30) geraten aus dem Blickwinkel der Verschiedenheit, wohingegen sie bei Vielfaltskonzepten, die sich durch Inklusivität auszeichnen, mitgedacht werden (ebd.: 29).

Im Kontext der Verschiedenheit scheint die Unmarkiertheit für diejenigen, die nicht markiert sind, als Normalität, für die Markierten hingegen als Ausnahme – ein Umstand, der vermehrt zu kritischen politischen Diskussionen geführt hat und führt (Di Blasi 2016: 30 u. 32). Vermeintlich aufgelöst wird die (Un-)Markiertheit durch die Kernannahme der Systemtheorie, derzufolge jede Beobachtung aus einer unmarkierten Position heraus erfolgt und einen blinden Fleck reproduziert, d.h. der*die Beobachtende kann nicht sehen, was sie*er nicht sehen kann. Die Tatsache, dass dieser blinde Fleck bei allen Beobachtenden vorliege, egal ob privilegiert oder nicht privilegiert, mache nun jedoch die Systemtheorie gerade für Erstere attraktiv, weil sie dabei helfe, Unterschiede zu nivellieren und somit bestehende Macht-Asymmetrien unsichtbar zu machen. Das wiederum nehme dem Verschiedenheitsdiskurs die politische Sprengkraft (Di Blasi 2016: 32). Um dem Problem des blinden Flecks beizukommen, werde aus systemtheoretischer Sicht empfohlen, eine Korrektur durch Reflexion und eine Beobachtung der*s Beobachtenden vorzunehmen. Allerdings sieht Di Blasi auch den Lösungsansatz kritisch: Auf diese Art werde die Geschontheit durch »immer neue reflexive Formen der Beobachtung höherer Ordnung« (Di Blasi 2016: 32) invisibilisiert.

Die von Di Blasi nachgezeichnete Problematik der Markierung wird in fast allen diversitybezogenen Wissenschaftsdiskursen behandelt und problematisiert: Im Diversitydiskurs richtet sich die Kritik darauf, dass sich die zusammengetragenen Diversitymerkmale nur bei bestimmten Individuen verorten lassen, womit suggeriert wird, diese seien »divers« (Ely 1995). Dadurch entstehe für die dominanten Gruppen keine Notwendigkeit zur Veränderung, wodurch die existierenden Machtmechanismen fortbestünden (ebd.: 162).

Im Heterogenitätsdiskurs bezieht sich die Kritik zunächst auf die Verwendung der sozialen Norm als Bezugsgröße. Das führe dazu, dass die Verhaltensweisen derjenigen, die nicht der dominanten Gruppe angehören, als abweichend charakterisiert würden (z.B. Brügelmann 2002: 31f.; Wenning 2007: 28). Darüber hinaus klingt aber auch Kritik an der Markierung als solcher an: Der pädagogische Blick richte sich auf Schüler*innen »als TrägerInnen spezifischer Merkmale/Merkmalsskombinationen« (Rabenstein/Steinwand 2013: 84) und unterscheide »diese damit von jenen, die die Merkmale nicht, weniger markant oder in einer anderen Ausprägung aufweisen« (Rabenstein/Steinwand 2013: 84). Dadurch – so die Folgerung der Autorinnen – werden die Differenzen, die eigentlich bearbeitet werden sollen, (re-)produziert (ebd.: 94), zumal soziale Disparitäten häufig zu individuellen Merkmalen »umgedeutet« würden (ebd.: 89).

Welche Lösungsvorschläge liefern nun die verschiedenen Ansätze, um den Problemen beizukommen, die mit der Markierung einhergehen? Di Blasi befasst sich nicht näher mit möglichen Lösungen zu diesem Einzelaspekt, vermutlich auch, weil es ihm eher um das Gesamtphänomen, also das Spannungsfeld zwischen Vielfalt und Verschiedenheit geht, die Überlegungen zur Markierung liefern hierfür nur den Auftakt. Im Diversitydiskurs finden sich hingegen Bemühungen um konzeptuelle Veränderungen. Dabei wird die Annahme, dass Diversity nicht a priori bestehe, aufgegriffen und weitergedacht: Ein Individuum oder eine Gruppe können für sich genommen keine Diversity »haben«

(Harrison/Hock-Peng 2006), sondern Diversity stelle eine »condition of relationship« dar (Ely 1995: 162). Diese relationale Perspektive erachtet Dobusch als zentral, um »differenzbasierte(n) Platzzuweisungen« zu analysieren (Dobusch 2015: 37). Im Heterogenitätsdiskurs, und hier insbesondere im Zweig der Ungleichheitsforschung, liegt ein Fokus auf den benachteiligten Gruppen und der Dekonstruktion der Zuschreibungen und (institutioneller) Diskriminierungen (z.B. Gomolla 2013), denen diese begegnen. Andere Diskursstränge zur Heterogenität schlagen hingegen eine Analyse und Rekonstruktion der Differenzkonstruktionen vor, und zwar, indem gefragt wird, auf welche Differenzen die Blicke gerichtet werden und warum (Rabenstein/Steinwand 2013: 95). Darüber hinaus wird angeregt, die Beobachtungen nicht von sozialen Differenzkategorien leiten zu lassen (ebd.: 95), ein Vorschlag, dem ich auch in vorliegender Arbeit folge (vgl. u.a. S. 15).

Diese existierenden Überlegungen ergänzend möchte ich abschließend noch einen weiteren möglichen Ansatzpunkt diskutieren, der seinen Ausgang im Prozess des Beobachtens nimmt: Wie eingangs erwähnt, ist die Gruppe der weißen heterosexuellen Männer gleichsam das Sinnbild für die Gruppe der Privilegierten, sie ist wiederum auch diejenige, die beobachtet und dabei die »Anderen« markiert. Indem nun die ohnehin Privilegierten beobachten und markieren, werden bestehende Machtasymmetrien bestätigt, reproduziert und aufrechterhalten. Das wirft in letzter Konsequenz die Frage auf, warum diese Dynamik nicht durch ein Ansetzen an den Beobachtenden aufgebrochen wird. Dies könnte sich wie folgt ausgestalten: Wird die Vielfalt der Beobachtenden erhöht, relativiert sich einerseits die Machtposition der Privilegierten (sie sind nicht mehr die alleinigen Beobachtenden) und es eröffnen sich andererseits neue Perspektiven, womit sich auch die Position der Markierten verändert (wenn die Privilegierten nicht mehr ausschließlich beobachten, können sie ebenfalls zu Markierten werden). Damit würde zwar keine – wie sonst meist üblich – Dekonstruktion der Machtposition(en) vorgenommen, dafür erfolgt aber eine Art empirische Dekonstruktion. Eben dieser Versuch wird in vorliegender Studie unternommen: So bin ich als Forschende nicht die alleinige Beobachterin, sondern die Teilnehmenden begeben sich ebenfalls in diese Rolle, und zwar sowohl aufgrund der Fragestellung, die ich ihnen mit auf den Weg gebe (*Wie siehst du Deutschland?*), als auch dadurch, dass sie selbst Fotos davon aufnehmen, wie sie Deutschland sehen. Bei der Auswertung arbeite ich darüber hinaus mit Interpretationsgruppen, in denen die Teilnehmenden ebenfalls eine Art Beobachtendenrolle einnehmen, indem sie die Fotos gemeinsam analysieren. Die Vielfalt wird wiederum durch eine vielfältige Zusammensetzung der Gruppen (innerhalb der Gruppe aber auch gruppenübergreifend) hergestellt.

Binäres Denken

Das binäre Denken erörtert Di Blasi (2016: u.a. 35f.) in enger Verknüpfung mit dem Aspekt der Exklusion bzw. Inklusion. Ich entscheide mich dafür, die Exklusion bzw. Inklusion auszukoppeln und sie gesondert zu diskutieren, weil ich diese einmal für diese Arbeit als besonders wichtig erachte und weil ich zudem – aus psychologischer Sicht – zwei verschiedene Phänomene ausmache: Binäres Denken verweist auf Kategorisierungen, die aus psychologischer Sicht die Vorstufe oder den Ausgangspunkt für ausschließende Handlungen bilden (können).

Die Ausführungen im vorangegangenen Teilkapitel zu *den Privilegierten* und *den Benachteiligten* weisen eine binäre Grundstruktur auf. Di Blasi ist sich dessen ebenfalls bewusst und problematisiert dieses binäre Denken, nicht zuletzt weil dadurch Hierarchisierungen legitimiert würden: Denn auch wenn die »Binärismen« (Di Blasi 2016: 34) in Frage gestellt und dekonstruiert würden, so würden diese doch in invertierter Form reproduziert, da in derselben binären Logik verblieben wird. Gleichzeitig sieht Di Blasi aber kaum Auswege aus diesem Dilemma, da die bloße Infragestellung binärer Hierarchien einer anarchistischen Auflösung der Ordnung gleichkäme, die in niemandes Interesse sein könne. Unter Rückgriff auf Derrida (1967) plädiert Di Blasi daher dafür, die asymmetrischen Unterscheidungen im Sinne eines Kampfes der Schwächeren zu invertieren (beispielsweise durch positive Diskriminierungen der Schwächeren, s.u.).

Aus psychologischer wie aus Vielfaltssicht mag hier gefragt werden, ob das binäre Denken dadurch nicht verfestigt wird und ob es nicht auch Ansätze gäbe, die über diese binären Kategorisierungen hinausweisen. Hier lassen sich Erkenntnisse aus der Intergruppenforschung einbinden (siehe Brown 2000): So können binäre Kategorisierungen unter anderem durch übergeordnete (z. B. Gaertner/Mann/Murrell et al. 1989) oder überlappende Kategorisierungen (Brown 2000: 344f.) aufgebrochen werden, in denen übergreifende und/oder – wie beim Grundgedanken der Intersektionalitätsforschung (Yuval-Davis 2006) – »quer« laufende Gemeinsamkeiten zwischen Gruppen ausgemacht und hervorgehoben werden. So gehören Männer nie nur der Gruppe der Männer an, sondern haben auch andere Zugehörigkeiten, beispielsweise regionale (Franke, Oberpfälzer o.ä.), die sie mitunter mit mancher Frau teilen usw. Außerdem existieren im Normalfall Gruppenzugehörigkeiten, die gleichsam »übergeordnet« sind, im Sinne von »auf alle zutreffend«, z. B. – mit Blick auf den vorliegenden Forschungsgegenstand –, dass die teilnehmenden Personen alle in Deutschland leben. Je nach Kontext könnten nun also geeignete (im Sinne von salient werdenden) überlappende oder übergeordnete Zugehörigkeiten gesucht und bewusstsgemacht werden.

Vergleichbare Überlegungen stellt Anil Bhatti (2019) an, wobei er sich auf die gesellschaftliche Ebene und nicht auf konkrete interpersonale oder Intergruppeninteraktionen bezieht. Auch er spricht sich für eine Überwindung gängiger Dualismen aus, indem Überlappungen sowie Ähnlichkeiten ins Bewusstsein gerufen werden (Bhatti 2019: u. a. 343).

Dieser Ansatz löst zwar die eingangs angeführten Binaritäten nicht auf, entwirft aber ein kaleidoskopartiges, vielfältigeres Bild von Gruppenzugehörigkeiten und daraus abgeleiteten oder damit einhergehenden Gemeinsamkeiten und Unterschieden. Damit stellt sich wiederum die Frage, ob Verschiedenheit unter bestimmten Voraussetzungen in Vielfalt »überführt« werden kann, ein Gedanke, der in Di Blasis Ausführungen so nicht enthalten ist; er plädiert vielmehr für die Aufrechterhaltung der Spannung (s.u.).

Exklusion vs. Inklusion

Das oben konstatierte Spannungsverhältnis manifestiert sich – Di Blasi zufolge – auch bezogen auf Inklusion und Exklusion: Während Vielfalt als *inklusiv* erachtet wird, wird Verschiedenheit als exkludierend angesehen. Die inklusive Form der Vielfalt, bei der ein Antagonist fehle, würde dazu tendieren, »jeden Zusammenhalt zu verlieren« (Di Blasi 2016: 36). Dieses Postulat wirft jedoch die Frage auf, ob Zusammenhalt wirklich zwangs-

läufig des Ausschlusses bedarf? Psychologische Studien weisen in eine andere Richtung: So zeigen zahlreiche Untersuchungen zur Kontakthypothese, dass unter bestimmten Bedingungen durchaus Kooperation und gruppenübergreifender Zusammenhalt möglich sind (Pettigrew 1998), und zwar ohne dass damit zwangsläufig eine Abgrenzung von anderen Gruppen einhergehen müsste. Und auch erste Studien, die gezielt den Diversitätsaspekt einbeziehen, deuten darauf hin, dass Diversität sich insofern positiv auswirkt, als sich die Möglichkeiten, miteinander in Kontakt zu kommen, für Mitglieder verschiedener Gruppen erhöhen. Das wiederum hat – wenn der Kontakt positiv verläuft – einen positiven Effekt auf die Intergruppeneinstellungen⁸ (Hewstone 2015).

Di Blasis Lösungsvorschläge, um Ausschluss zu begegnen, setzen einmal mehr an der politischen Dimension an, wobei er (strukturellen) Rassismus als Beispiel und Aufhänger wählt. Im Vordergrund steht also der Ausschluss marginalisierter Gruppen durch die *Dominanten*, wobei hier – in kleiner Abwandlung zu vorherigen Ausführungen – auf den weißen, »westlich[en]« (anstelle von heterosexuellen) Mann verwiesen wird (ebd.: 34). Um diesen Formen des Ausschlusses zu begegnen, wird eine Inversion des Ausschlusses thematisiert, also ein »rassistischer« Kampf gegen die rassistischen Unterdrücker. Dem (möglichen) Einwand, Rassismus rechtfertige keinen »Gegen«-Rassismus, setzt Di Blasi entgegen, dass eine Gleichsetzung der ausschließenden Antwort mit dem Ausschluss selbst die Unterschiede abstrakt auflöse und neutralisiere, was einer bewussten oder unbewussten Depolitisierung im Sinne der Privilegierten gleichkäme (Di Blasi 2016: 37f.). Gleichzeitig verweist Di Blasi aber auch darauf, dass die »Inversion und Perpetuierung eines Übels, das kritisiert wird, [...] durch Verweis auf einen zu erreichenden Zustand der Gleichberechtigung oder Chancengleichheit gerechtfertigt« werde (ebd.: 40). Auf politischer Ebene mögen diese Überlegungen wichtig und zutreffend erscheinen, aus psychologischer Perspektive und an der individuellen Ebene ansetzend, mag ich aber zu bedenken geben, dass die emotionale Ebene hier nicht zu vernachlässigen ist. Potentielle Gefühle der Bedrohung, der Zurückweisung, der Benachteiligung, der Wut entstehen auch unabhängig davon, ob eine Person der dominanten Gruppe angehört oder nicht. Hinzu kommt, dass oft auch schon das Gefühl der Benachteiligung zu genügen scheint, damit diese Gefühle entstehen (Spears/Tausch 2014: 535). Deshalb scheint es – zumindest was die emotionale Ebene angeht – fraglich, ob und inwiefern es Sinn macht, Gefühle in eine Angemessenheits- oder auch Intensitäts-Hierarchie zu bringen: Wer würde entscheiden wollen, ob die (negativen) Gefühle einer Person gerechtfertigter und intensiver sind als die einer anderen? Zumal Individuen auch sehr unterschiedlich auf Erlebnisse reagieren, Erfahrungen unterschiedlich einordnen und verarbeiten. Während sich eine Person bereits bei vermeintlichen »Kleinigkeiten« (z.B. ein Blick) zurückgewiesen oder verletzt

8 Hier sei angemerkt, dass die sozialpsychologische Intergruppenforschung vor allem Faktoren wie Intergruppeneinstellungen und damit assoziiert Vorurteilen oder Bedrohung untersucht. In soziologisch sowie politikwissenschaftlich ausgerichteten Arbeiten steht hingegen eher der Zusammenhalt im Vordergrund. Angesichts dieser unterschiedlichen Zielrichtungen können Erkenntnisse aus dem einen Bereich nicht unesehen auf den anderen übertragen werden: Ratsam wäre daher die Durchführung sonderender Studien, um die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Konzepten zu beleuchten.

fühlen kann, kann eine andere bei »gravierenderen« Anlässen (z.B. verbalen Beleidigungen) noch keine vergleichbaren Gefühle empfinden (siehe z.B. zu unterschiedlichen Reaktionen auf Diskriminierungen: Smart Richman/Leary 2009).

Gleichzeitig bleiben aber negative Gefühle nicht folgenlos, sondern können auch politische Konsequenzen mit sich bringen (z.B. Rico/Guinjoan/Anduiza 2017), womit wiederum die – von Di Blasi ohnehin als Illusion formulierte – Idee einer friedvollen Vielfalt einmal mehr in eine unerreichbare Ferne rückt.

Wie in den obigen Ausführungen deutlich wurde, zeigt Di Blasi zahlreiche Schnittstellen auf, an denen er das Spannungsfeld zwischen Vielfalt und Verschiedenheit festmacht. Dabei plädiert er dafür, diese Spannung offen- und auszuhalten und der »Versuchung zu widerstehen, sie in die ein oder andere Richtung aufzulösen« (Di Blasi 2016: 30), mehr noch, er spricht sich dafür aus, diese Spannung zu bejahren (ebd.: 41). Diese Forderung ist begrüßenswert, nicht alle Spannungen und Ambivalenzen müssen aufgelöst werden, ganz abgesehen davon, dass sie möglicherweise gar nicht aufgelöst werden können. Vielmehr scheint es insbesondere im Kontext der Vielfalt empfehlenswert, das Aushalten von Ambivalenzen auch als Kompetenz zu begreifen (vgl. auch Utler 2014a: 351).

Di Blasis Überlegungen zur konkreten Ausgestaltung dieser Spannung lauten hingegen wie folgt: »Die Diversität als politisierende Verschiedenheit kommt nicht ohne den Horizont einer Diversität im Sinne einer befriedeten Vielfalt« aus (Di Blasi 2016: 41). Diese befriedete Vielfalt scheint für Di Blasi allerdings eher eine Art Illusion darzustellen, einen – wie er selbst schreibt – »messianische(n) Horizont« (ebd.: 41), der zwar als Gegenfolie zur Verschiedenheit benötigt wird, aber letztlich unerreichbar ist. Diese Einschätzung mag auch darauf basieren, dass Di Blasi die inklusive Vielfalt als ohnehin nicht realisierbar einstuft, da ihr der Zusammenhalt fehle (s.o., Di Blasi 2016: 36).

Zur Ausleuchtung der Stellen in Di Blasis Überlegungen, an denen ich ein Potential für dezidiert konstruktiv verbindende Ergänzungen und Erweiterungen sehe, können meine empirischen Analysen beitragen: Sie helfen auszuloten, inwiefern sich die theoretischen Überlegungen und die hier vorgeschlagenen Ergänzungen als tragfähig erweisen. Dabei gilt es jedoch auch, die verschiedenen Diversitätsebenen zu berücksichtigen (s.u.): Di Blasis Überlegungen setzen vor allem an der politischen Ebene an, während meine Analysen stärker die individuelle Perspektive abbilden, selbst wenn sich die Ausführungen der Teilnehmenden zum Teil auf die gesellschaftlich-politische Ebene beziehen. Hier gilt zu klären, ob Überlegungen, die in Bezug auf eine Ebene angestellt werden, auch auf andere Ebenen übertragbar sind.

In diesem Zusammenhang sei noch ein letzter Aspekt, genauer ein zentrales Spannungsfeld thematisiert, das in Di Blasis Überlegungen anklingt, andernorts aber intensiver diskutiert wird: Die Herstellung von Analogien.

Herstellung von Analogien

Die Herstellung von Analogien, also das Aufzeigen von Ähnlichkeiten (vgl. Bhatti 2019), stellt nicht nur eine Form der Aushandlung von Diversität dar, sondern wird auch als Möglichkeit erachtet, um binäres Denken zu überwinden. Allerdings befürchten manche Autor*innen, dass dadurch Unterschiede zwischen den jeweiligen Kategorien verschwimmen oder unsichtbar gemacht werden, wie sich an einem Beispiel von Andreas

Foitzik (2010: 271) veranschaulichen lässt: Foitzik reflektiert seine interkulturelle Trainertätigkeit und erläutert, dass er die Teilnehmenden zur Verdeutlichung von Migrationserlebnissen von eigenen Erfahrungen berichten lasse. Dies könne jedoch den Eindruck erwecken, Umzüge wie solche vom Dorf in die Stadt seien identisch mit Migrationserfahrungen. Da letztere aber nicht selten mit Rassismuserfahrungen einhergehen, erstere hingegen nicht, könne das zu einer Verharmlosung des Rassismus beitragen. Dieser unerwünschte Nebeneffekt sollte natürlich vermieden werden, allerdings deutet sich in Foitziks Argumentation eine a priori *Anderssetzung* bestimmter Migrationserfahrungen (je nach Migrationsverständnis kann auch ein Umzug vom Dorf in die Stadt als Migration bezeichnet werden) an, die ebenfalls problematisch ist. Denn diese läuft wiederum Gefahr, das ohnehin bestehende Othing bestimmter Gruppen zu reproduzieren und damit *Wir-Die*-Einteilungen zu verfestigen. Vielleicht könnte eine Lösung dieses Dilemmas so aussehen, dass Analogien hergestellt werden, um auch die Anschlussfähigkeit an andere Erfahrungen zu gewährleisten, dass darüber hinaus aber auch Differenzierungen vorgenommen werden, um aufzuzeigen, dass Erfahrungen nicht vorschnell und unbedenken gleichgesetzt werden können.

Vielfalt und Gleichheit/Heterogenität und Homogenität

Die bisher unter dem Aspekt der Aushandlung besprochenen Punkte gehen allesamt auf den Artikel von Di Blasi (2016) zurück. In diesem Unterpunkt möchte ich jedoch eine Ergänzung um einen weiteren Punkt vornehmen, der zwar bei Di Blasis Ausführungen anklingt, aber nicht vergleichbar intensiv behandelt wird, wie dies in anderen Abhandlungen der Fall ist: Gleichheit und Vielfalt. Grundlegend für diesen Punkt ist die Annahme, dass die Konstruktionen von Vielfalt einerseits mit Konstruktion von Gleichheit andererseits einhergehen. Budde weist in seinen Ausführungen zur Heterogenität darauf hin, dass durch Vergleiche, die zur Konstruktion von Differenz beitragen, auch Gleichheit entstehe (Budde 2013: 8), wobei Letztere »eine Form der Übereinstimmung zwischen Verschiedenen« (Prenzel 2019: 22) bezeichnet. In Bezug auf das Merkmal, das für den Vergleich ausgewählt wurde, stimmen manche Individuen also überein (=Gleichheit) und unterscheiden sich gleichzeitig – bezogen auf dieses Merkmal – von anderen Individuen (=Verschiedenheit). Auf diese Art werden also Heterogenität und Gleichheit erzeugt, auch wenn auf Basis einzelner Vergleiche nie Aussagen über alle Relationen oder generelle Beziehungen getroffen werden können, sondern immer nur über partielle Verhältnisse (Prenzel 2019: 25). Die Überlegungen zum Verhältnis von Gleichheit und Verschiedenheit finden sich insbesondere in pädagogischen Zusammenhängen, was sicherlich auch mit dem Problembewusstsein in Bezug auf mögliche Essentialisierungen von Gruppenzugehörigkeiten zu tun hat, das gerade im pädagogisch-erziehungswissenschaftlichen Kontext sehr stark ausgeprägt ist.

Kategorisierungen nach Gleichheit und Verschiedenheit finden sich bei sachbezogener Vielfalt ebenfalls, wobei hier auch das Ziel bzw. die Funktion der Einteilungen expliziert wird: Dinge werden in Gleiches und Ungleiches eingeteilt, um Ordnung herzustellen (Rheinberger 2016: 14). Ordnungsgesichtspunkte spielen allerdings bei sozialer bzw. menschlicher Diversität keine oder eine untergeordnete Rolle, was sich vermutlich damit begründet, dass die Gefahr besteht, hierarchische Ordnungen zwischen Menschen(-gruppen) zu (re-)produzieren, was einmal mehr Rassismus und Diskriminierungen zur

Folge hätte. Zudem werden bei menschlicher Diversität, um Essentialisierungen zu vermeiden, stets die Unterschiede betont, die auch innerhalb einer Gruppe von Gleichen bestehen, bezogen auf sachliche Diversität scheinen derartige Überlegungen nachrangig, vielmehr werden die »in einer solchen Gruppe vereinigten Dinge für nicht voneinander verschieden« (Rheinberger 2016: 14) erklärt.

3.1.6 Normative, (positiv) wertende Aufladung von Diversität

Wie vielleicht schon an manchen Stellen deutlich wurde, ist der Diversitätsdiskurs gekennzeichnet durch eine starke normative sowie affirmative Aufladung, die sich zum Teil bereits in den jeweiligen Definitionen offenbart. So formulieren manche Diversitydefinitionen die Wertschätzung und Anerkennung (sozialer) Gruppenmerkmale explizit als Ziel (»Diversity zielt auf die Wertschätzung sozialer Gruppenmerkmale«, Walgenbach 2017: 92). Und selbst wenn die positive Wertung nicht in der Definition enthalten ist, so kommt sie nicht zuletzt über die Nähe zum Diversity Management ins Spiel, mit dem auf eine Wertschätzung von Diversity hingewirkt wird. Im Heterogenitätsdiskurs gibt es zwar (im Vergleich dazu) häufiger Arbeiten, in denen Heterogenität als belastend verhandelt oder zumindest die Herausforderungen von Heterogenität herausgestellt werden (Walgenbach 2017: 26). Allerdings lassen sich auch hier vermehrt normative und positiv wertende Tendenzen ausmachen. Jürgen Budde (2013) spricht – etwas überspitzt – sogar von »Euphoriesemantiken« (ebd.: 11), in denen Heterogenität gleichsam »verklärt« (ebd.: 11) werde⁹. Die oben skizzierte positive normative Aufladung bzw. die Hinwendung dazu mögen auch auf einen entsprechenden Wandel im gesellschaftlichen Verständnis zurückzuführen sein. Dass das Vorhandensein von Diversität (mittlerweile) als Common Sense erachtet und auch positiv konnotiert wird, ist vielleicht auch daran erkennbar, dass selbst die Neue Rechte das Paradigma der Vielfalt (und deren Wertschätzung) nicht grundlegend in Frage stellt, sondern vielmehr für einen »Ethnopluralismus« plädiert, wenn auch freilich ideologiekonform gependet (Priester 2003: 247ff.).

Angesichts dieser stark normativen Aufladung kann leicht die Frage aus dem Blick geraten, wie sich diejenigen, die Diversität erleben, selbst dazu positionieren. Hier erscheinen wiederum zwei Manifestationsebenen relevant: einerseits die Haltung, mit der Individuen (oder auch Gruppen) dem Phänomen der Vielfalt begegnen, sowie andererseits die Effekte, die Diversität in diesen auslöst, wobei anzunehmen ist, dass hier eine Wechselwirkung vorliegt. Auf mögliche Effekte gehe ich im folgenden Teilkapitel ein (vgl. V. 3.1.7), zur Abbildung der Haltung verweise ich wiederum auf ein psychologisches Modell von Horenczyk und Kolleg*innen, das diese für den institutionellen bzw. schulischen Kontext entwickelt haben (Horenczyk/Tatar 2011; Gutentag/Horenczyk/Tatar 2018). Das Modell geht von vier unterschiedlichen Wahrnehmungen und Haltungen gegenüber Di-

9 Wie sich in Buddes Formulierung bereits andeutet, steht er diesen Euphoriesemantiken nicht vorbehaltlos positiv gegenüber. Das liegt jedoch nicht daran, dass er die Heterogenität als solche problematisch sieht, vielmehr könne Heterogenität seines Erachtens nach nicht wertneutral als egalitäre Differenz beschrieben werden, sondern müsse stets in Beziehung zum Feld der Macht analysiert werden (Budde 2017: 21).

versität aus: Diversität wird entweder als Gewinn, als Problem, als Herausforderung oder als nicht relevant (*nonissue*) erachtet (Gutentag/Horenczyk/Tatar 2018: 409).

3.1.7 Effekte der Vielfalt

Mögliche Auswirkungen und Effekte von Diversität klangen bereits im Kontext der Auseinandersetzungen an, werden aber auch darüber hinaus in den verschiedenen Disziplinen behandelt, wenn auch mal mehr und mal weniger explizit. So wird im Kontext soziologischer Arbeiten selten von einem ›Einfluss‹ gesprochen (zumindest nicht im deduktiv-nomologischen Sinne), wobei die Frage, ob Diversität zu Zusammenhalt führt (oder eben auch nicht), die meisten Untersuchungen zu begleiten scheint. Dies lässt sich beispielsweise daran illustrieren, dass Ludger Pries seinen Sammelband zum Thema Vielfalt mit der Frage *Zusammenhalt durch Vielfalt?* überschreibt (Pries 2013). In Arbeiten, die Diversity im Kontext von Unternehmen und Organisationen in den Blick nehmen, werden die Effekte wiederum gezielt erforscht und damit auch explizit formuliert. Dabei wird beispielsweise untersucht, ob sich Diversity – getreu der Logik des Diversity Managements (s.o.) – (positiv) auf die Leistungen von Arbeitsgruppen oder Unternehmen auswirkt (z.B. Kochan/Bezrukova/Ely et al. 2003; Shaw/Barrett-Power 1998).

Die Intergruppenforschung interessiert sich wiederum stärker für die Frage, ob ethnische oder nationale Diversität zu vermehrten Bedrohungsgefühlen oder auch Vorurteilen führt (z.B. Major/Blodorn/Major Blascovich 2018; Craig/Rucker/Richeson 2018). Damit rückt, anders als bei anderen Arbeiten, auch die individuelle Perspektive in den Vordergrund, also die Frage danach, welche individuellen Reaktionen und Emotionen das Erleben von und der Umgang mit Diversität beim Einzelnen auslösen können. Dieser Aspekt scheint nicht zuletzt für die vorliegende Studie von Interesse. Die Intergruppenforschung greift zur Erklärung des Auftretens von Bedrohungsgefühlen und Vorurteilen unter anderem auf die Theorie der Sozialen Identität zurück, wobei angenommen wird, dass sich Menschen, die ihrer ethnischen Zugehörigkeit eine hohe Bedeutung beimessen, von steigender Diversität bedroht fühlen (z.B. Major/Blodorn/Major Blascovich 2018: 933 u. 935). Hierbei handelt es sich um einen sehr spezifischen und eng mit der sozialen Identität verknüpften Erklärungsansatz, der sich zudem nur auf die Entstehung von Bedrohungsgefühlen bezieht. Fuchs wiederum liefert einen deutlich breiter angelegten Erklärungsversuch, den er aus seinen Grundannahmen zum Phänomen der Vielfalt ableitet und der stärker am individuellen Erleben ansetzt: Ihm zufolge könne eine (bewusste) Konfrontation mit neuen Möglichkeiten und Alternativen unterschiedliche Reaktionen hervorrufen. Je nachdem, wie die Vielfalt verarbeitet wird, entsteht ein Gefühl der Bedrohung oder auch der Bereicherung, was Fuchs wie folgt erläutert: »Die von Anderen repräsentierten Möglichkeiten besiedeln den Raum des Latenten und es mag bisweilen scheinen, als würden sie diesen Raum zusehends ausfüllen. Es erscheint dann so, als bildeten Alternativen Bedrohungen und nicht Erweiterungen oder Weiterentwicklungen des Eigenen« (Fuchs 2007: 19). Gelingt es hingegen, die Alternativen nicht als Bedrohung, sondern als Option für die eigene Lebenswelt zu sehen, kann Vielfalt auch ein Potential entwickeln (ebd.: 20).

Ausgehend von den hier dargestellten Ergebnissen und Erklärungsansätzen kann meine Untersuchung weitere Erkenntnisse dazu liefern, wie sich das Erleben von Vielfalt oder auch Verschiedenheit auswirkt (vgl. Kap. V. 3.2.5).

3.1.8 Forschungsstand

Angesichts der oben dargelegten Breite des Forschungsfelds erscheint es schwierig, einen »vollständigen« Forschungsstand zum Thema Diversität zu liefern. Für die einzelnen Bereiche und Schlagwörter liegen wiederum zum Teil sehr umfangreiche und systematische Beschreibungen des Forschungsstands vor (z. B. zur Erforschung von Diversity in Unternehmen: Lindau 2011: 11ff.; oder zur Heterogenitätsforschung in der Schule: Tillmann/Wischer 2006). Daher – und weil ich im Zuge der bisherigen Ausführungen bereits Forschungsarbeiten und deren Ergebnisse einbezogen habe – beschränke ich mich an dieser Stelle auf eine sehr selektive Auswahl und Vorstellung einzelner Studien, die für meine Untersuchung von Interesse und Relevanz erscheinen.

Eine dieser Forschungsarbeiten ist im Unternehmens- bzw. Organisationskontext verortet und untersucht die »Inklusions- und Exklusionspraktiken von als diversity-relevant markierten Diskurs-Praktiken [...] in ihrem (alltäglichen) Vollzug« (Dobusch 2015: 110). Die Studie ist deshalb von Interesse, weil im Zuge der Erhebungen – anders als in den meisten Forschungsarbeiten der Fall – auch nach der Vorstellung der Teilnehmenden von Diversity gefragt wird. Dobusch tut dies, um einen Einblick in die Wissensbestände und Bedeutungsbezüge des Diversity (Management) Dispositivs zu erhalten. Für vorliegende Studie sind die Ergebnisse nun insofern relevant, als die so erhobenen Wissensbestände als Vergleichshorizont für die Analyse der von meinen Teilnehmenden geäußerten Diversitätsbeispiele im Zusammenhang mit Deutschland dienen können. Im Unterschied zur oben genannten Studie initiieren die Teilnehmenden meiner Untersuchung das Thema allerdings von sich aus, was möglicherweise dazu beiträgt, dass die Teilnehmenden ihr persönliches Verständnis von Vielfalt (im Kontext Deutschlands) darlegen (können), das sich potentiell vielfältiger darstellt als in den Kontexten, in denen bereits Diversitykonzepte existieren, die dann (explizit oder implizit) abgefragt werden.

Neben Dobuschs Untersuchung sind für die vorliegende Arbeit noch die Untersuchungen des Soziolog*innenteams um Bernd Rebstein und Bernt Schnettler (Schnettler/Rebstein/Pusoma 2013; Rebstein/Schnettler 2017) von Interesse: Dieses erforscht und beschreibt Milieu(s), die sich über den Topos der (kulturellen) Vielfalt definieren. In diesem Milieu, das die Forschenden als »kommunikatives« (Schnettler/Rebstein/Pusoma 2013: 338) bzw. als »fremdkulturelles Vermittlungsmilieu« (Rebstein/Schnettler 2017: 249) bezeichnen, werden Vielfalt und »Buntheit« (als Variation von Vielfalt, ebd.: 350) als soziale Wirklichkeit verstanden, die als bereichernd gezeichnet wird. Die Forschenden sehen jedoch die Gefahr, dass dieser Vielfaltstopos die kulturelle Exotisierung der in Deutschland lebenden »Ausländer« (Schnettler/Rebstein/Pusoma 2013: 340) befördert. Zudem würde eine Haltung der Pluralitätstoleranz auch von Migrant*innen eingefordert, gleichsam

als Beweis ihrer Integration (ebd.: 340)¹⁰. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob die Teilnehmenden an meiner Studie ebenfalls eine Exotisierung der Vielfalt in Deutschland wahrnehmen oder diese womöglich sogar selbst (re-)produzieren? Diese Frage soll im Zuge der Auswertungen (mit-)berücksichtigt werden.

3.2 Empirische Analysen

Den Aufhänger der folgenden Analysen bilden die Thematisierungen von Vielfalt und Verschiedenheit durch die Teilnehmenden. Aus diesen Äußerungen kann rekonstruiert werden, welche Varianten von Diversität die Teilnehmenden in Deutschland erleben (V. 3.2.1) und auch, wie diese entstehen (V. 3.2.2). Darüber hinaus werde ich nachzeichnen, wie Diversität ausgehandelt wird (V. 3.2.3), welche Effekte das Erleben von Diversität hat (V. 3.2.5) und wie mit Diversität in Deutschland umgegangen wird (V. 3.2.4).

3.2.1 Diversität: Varianten und deren Ausprägungen

In diesem Teilkapitel widme ich mich den verschiedenen Formen und Varianten von Diversität, die von den Teilnehmenden in Deutschland erlebt werden. Dabei geht es nicht allein um die bloße Beschreibung der verschiedenen Varianten, sondern auch darum nachzuzeichnen, wie sich diese manifestieren und unter welchen Bedingungen die verschiedenen Formen als Diversität wahrgenommen werden. Dabei zeigt sich, dass die verschiedenen Varianten eng verbunden sind mit den Faktoren, die Diversität bzw. Ausdifferenzierungsprozesse auslösen sowie damit, wie sich Diversität auswirkt. Um eine bessere Übersichtlichkeit zu gewährleisten, gehe ich auf die jeweiligen Aspekte getrennt ein, achte aber darauf, die Zusammenhänge und Interaktionen mit zu rekonstruieren.

Kulinarische Vielfalt

Sowohl *Jonny Rakete* als auch *Tobias* verweisen auf eine kulinarische Vielfalt in Deutschland, die sie auch entsprechend bildlich festhalten. Eines dieser Fotos wähle ich nun als Auftakt meiner Analysen zu dieser Variante der Diversität. Es handelt sich dabei um das Foto einer Wursttheke, die *Jonny Rakete* im Jahr 2017 aufgenommen hat. Die Beschreibungen fokussieren auf die Auslage in der Wursttheke (die auch das 1. Segment darstellt), da sich insbesondere anhand dieser die Diversität herausarbeiten lässt.

10 Schnettler und Kolleg*innen (2013) konstatieren, dass sich die Exotisierung aus den im Beitrag vorgenommenen empirischen Analysen ableiten ließe. Diese Folgerung hätte im Artikel noch etwas stärker anhand des Datenmaterials veranschaulicht werden können.

Abbildung 18: Wursttheke



Foto Nr. 12; Jonny Rakete 2017

Das Foto lässt sich in zwei Hälften einteilen, die Trennlinie bildet eine ungefähr in der Mitte verlaufende waagrechte Linie (die vom oberen Ende einer Glastheke gebildet wird). Die untere Hälfte des Bildes wird von einer glasvertäfelten Wursttheke (1. Segment) eingenommen, in deren Auslage sich verschiedene Wurstsorten sowie Salate befinden. In der oberen Bildhälfte (2. Segment) sind zwei Waagen sowie eine Wurstschneidemaschine zu sehen. Den Hintergrund bildet eine fliesenvertäfelte Wand, vor der sich ein Metallgestänge befindet, an dem weitere Würste hängen.

Im Zentrum des ersten Segments befinden sich mehr als 50 runde Würste, die in drei leicht ansteigenden Reihen angeordnet sind. In jeder der drei Reihen sind die Würste nebeneinander sowie zum Teil auch übereinander aufgeschichtet. Die Würste sind größtenteils angeschnitten, wobei die angeschnittenen Seiten zur Betrachterin zeigen. Durchmesser und Farbe der Würste variieren von hell- bis dunkel- bzw. rötlich braun, es handelt sich also offenbar um verschiedene Wurstsorten, wobei von einer Sorte meist mehrere Würste vorhanden sind. An sechs Stellen – hinter den jeweiligen Würsten, aber unregelmäßig verteilt – befinden sich beschriftete Plastik- oder Papierschilder, auf denen vermutlich die Bezeichnung der Wurst sowie der Preis geschrieben stehen. Rechts von den im Zentrum befindlichen Würsten macht die Wursttheke einen Knick hin zur Betrachterin. In dieser abgewinkelten Hälfte liegen ebenfalls Würste in der Auslage: diese sind zum Teil ebenfalls angeschnitten, allerdings sind auch andere, längere und leicht gebogene Würste mit kleinerem Durchmesser auf dieser Seite, von denen mehrere übereinandergelegt sind. Außerdem scheinen auf der rechten Seite auch rohe, nicht weiterverarbeitete Fleischstücke in der Auslage zu liegen. Anders als in der Mitte und der rechten Hälfte des ersten Segments sind auf der linken Hälfte Nahrungsmittel, die eher an Aufstriche oder Salate erinnern. So befinden sich links direkt im Anschluss an die Wurstrei-

hen zwei senkrecht zur Betrachterin liegende Reihen von fünf durchsichtigen Plastikbehältern mit Deckel, die mit einer weißen Masse (vielleicht Wurstsalat) gefüllt sind. Wiederum links neben den Plastikbehältern stehen fünf schwarze deutlich größere Gefäße, auf denen sich kein Deckel befindet. Diese Gefäße sind mit unterschiedlich farbigen (gelben, rötlichen, dunkelgrünen) Salaten, Aufstrichen oder eingelegtem Gemüse gefüllt, wie vielleicht Kartoffelsalat (wie die gelbe Farbe vermuten lässt) oder Obatzda¹¹ (wie die rötlich-orange Farbe vermuten lässt). Jede Schüssel ist mit einem Schild beschriftet, außerdem befindet sich jeweils ein großer Löffel darin, was darauf hindeutet, dass der Inhalt der Gefäße nicht als Ganzes verkauft wird, sondern, dass aus den Gefäßen etwas in kleinere Schüsselchen umgefüllt wird. Am linken Rand (und auf der Aufnahme nur schlecht erkennbar) befinden sich quaderartige sowie rundlich-ovale Produkte, die zum Teil vollständig verpackt zu sein scheinen, und bei denen es sich vermutlich um Milchprodukte wie Butter und Käse handeln könnte. Am vorderen unteren Rand der glasvertäfelten Wursttheke sind in zwei Reihen übereinander Schilder angebracht, auf denen vermutlich ebenfalls Informationen zu Wurstsorten und Preisen stehen. Unterhalb der Glas vertäfelten Wursttheke sind Verzierungen zu sehen, die wie halb herausstehende Quader wirken.

Im zweiten Segment sind zwei weiße Bretter sowie zwei Waagen und eine Wurstschneidemaschine zu sehen, die vermutlich zum Aufschneiden und Abwiegen der Fleisch- und Wurstwaren dienen. Außerdem befindet sich dort mehrere Metallgestänge, an denen weitere Wurstwaren hängen. Die Wände sind gefliest, was vermutlich dazu dient, die Reinigung zu erleichtern und hygienische Arbeitsbedingungen zu garantieren.

Die Glasscheibe, die sich vor dem Wurstarrangement befindet, gewährt den Betrachenden zwar einen ungehinderten Blick auf die Auslage, verhindert aber gleichzeitig, dass die Personen, die sich auf der anderen Seite der Theke befinden (wie der Fotograf), die Produkte anfassen oder herausnehmen können. Die Vielfalt wird demnach in der Auslage inszeniert, ist aber (sofern kein Kauf erfolgt) nur zum Anschauen und nicht zum Anfassen da. Die vielfältige Auslage steht aber auch für Kompetenz: Wurstproduktion ist aufwändig und erfordert handwerkliches Know-how, das in einer mehrjährigen Metzgerausbildung vermittelt wird. Die Herstellung zahlreicher arbeitsintensiver Wurstsorten und deren Verkauf (und die Beratung) durch eigens dafür ausgebildetes Fachpersonal ist zudem kostenintensiv, insofern bildet sich in der Auslage auch Wohlstand ab: ein Wohlstand, der sich auch in den aufwändigen Wandverzierungen unterhalb der Wurstauslage widerspiegelt. Diese mutet gleichzeitig aber auch etwas älter an (in neueren Geschäften werden meist weniger Aufwand und Detailliebe in die Inneneinrichtung gesteckt, zumindest nicht, wenn es sich um Geschäfte des alltäglichen Bedarfs handelt).

11 Obatzda ist eine bayerische Spezialität, die nicht deutschlandweit bekannt ist. Die Vermutung, dass eine der Schüsseln mit Obatzda befüllt sein könnte, begründet sich jedoch wie folgt: Die Aufnahme wurde in Bayern gemacht, und Obatzda wird dort nicht selten auch in Metzgereien verkauft.

So gesehen, und weil mit zunehmender Ungleichverteilung des Wohlstands in Deutschland die Tendenz zum Kauf von Billigfleisch vom Discounter einerseits sowie zu Luxusprodukten andererseits geht, ließe sich hier auch von einem »in die Jahre gekommenen Wohlstand« sprechen.

Die Vielfalt der Wurstwaren entfaltet eine durchaus beeindruckende Wirkung (vgl. S. 303), fast schon könnte sich die betrachtende Person davon »erschlagen« fühlen, allerdings wirkt das ordentliche Arrangement der Würste diesem Eindruck entgegen. Zudem tragen die Rahmenbedingungen zur Ordnung bei: Mit der Schneidemaschine kann die gewählte Wurst in der gewünschten Dicke zurechtgeschnitten werden, die Waage garantiert, dass die gewünschte Menge zubereitet wird und dass der Preis auf der Grundlage des abgewogenen Produkts ermittelt werden kann und der Handel somit sowohl für Käufer*in als auch Verkäufer*in gerecht ist.

Im Interview betont *Jonny Rakete* den oben herausgearbeiteten Aspekt des Fachgeschäfts: »beim Metzger, dem Fachmann für Wurst und da ham mir ja in Deutschland eine (...) unglaubliche äh: Vielfalt an Wurstwaren.« (Z. 335f., Jonny Rakete 2017). Die Bedeutung, die *Jonny Rakete* dabei dem *Fachmann* beimisst, wird nicht nur an der Betonung des Wortes, sondern auch an dem in der Folge aufgemachten negativen Gegenhorizont deutlich: die Vielfalt in »Ramschläden« (Z. 494, Jonny Rakete 2017) oder auch Supermärkten bzw. Discountern. Diese Vielfalt hält *Jonny Rakete* ebenfalls fotografisch fest, wobei die unten abgebildeten Fotos hier nun kurz mit der Aufnahme in der Metzgerei kontrastiert werden sollen. Da er in seinen Ausführungen keinen Unterschied zwischen Nahrungsmitteln und anderen Konsumgütern macht, beziehe ich hier das Bild, das *Jonny Rakete* von der Auslage eines »Ein-Euro-Shops« (Z. 492, Jonny Rakete 2017) gemacht hat, ebenfalls mit ein.

Abbildung 19: Verkaufskörbe im Supermarkt

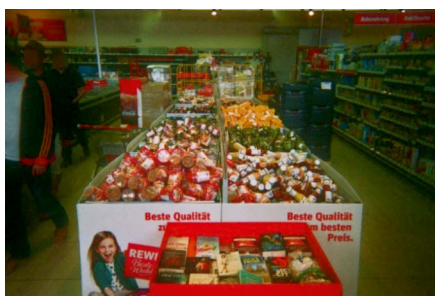


Foto Nr. 17, Jonny Rakete 2016

Abbildung 20: Verkaufskörbe im Straßenverkauf

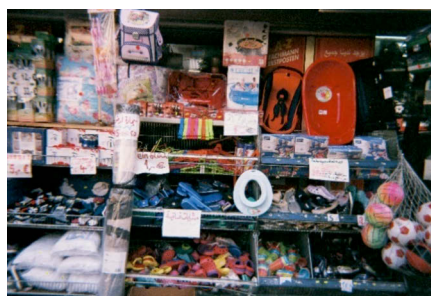


Foto Nr. 8, Jonny Rakete 2017

Anders als die Produkte, die in der Metzgerei in der Wurst- und Fleischtheke liegen, befinden sich die Produkte, die auf den Fotos Nr. 17 (2016) und Nr. 8 (2017) im Fokus stehen, in Körben und sind nicht feinsäuberlich aufgeschichtet, sondern wirken wie achtlos hineingeworfen, so dass ein eher chaotischer Eindruck entsteht. Der Vergleich mit den ordentlichen Wurstreihen verstärkt diesen »völlig überfrachteten« (Z. 496) Eindruck, auch wenn hier die Produktarten – wie auch die Wurstsorten – ebenfalls vonein-

ander getrennt aufbewahrt werden. Hier wird also Vielfalt nicht als überschaubare und geordnete, hochwertige Vielfalt inszeniert, sondern es steht die Menge bzw. die Masse der Produkte im Vordergrund.

Die Art, wie die Produkte im Supermarkt sowie im »Ein-Euro-Shop« präsentiert werden, erinnert ein wenig an einen »Wühltisch«; also das deutsche Symbol für einen Verkaufstisch, auf dem Restposten billig zum Kauf angeboten werden. Anders als im Fachgeschäft ist diese Vielfalt dabei nicht nur zum Anschauen, sondern auch zum Anfassen, ja zum »Wühlen« da.

Auffallend ist aber auch, dass das Merkmal der *Qualität*, die das Fachgeschäft ohne Worte inszeniert, auch bei dieser Form der Vielfalt bemüht wird, vielmehr wird in beiden Fotos sogar explizit die Qualität der Produkte hervorgehoben: Die Werbeaufschrift der Körbe im Supermarkt verdeutlicht, dass es sich zwar um Angebote zum »besten Preis« (also vermutlich billig) handelt, was aber nicht auf Kosten der Qualität gehe, sondern es handle sich zusätzlich um Produkte »beste[r] Qualität«. Und der »Ein-Euro-Shop« hat ein Schild (rechte obere Bildhälfte) aufgehängt, auf dem steht, dass Restposten vom Fachmann verkauft werden. Beide Geschäfte werben also damit, günstige, aber dennoch qualitativ hochwertige Produkte zu verkaufen. Eben diesen Zusammenhang zweifelt *Jonny Rakete* an: Für ihn repräsentieren Supermarktangebote sowie Discounter und »Ein-Euro-Shops«, die er auch als »Ramschläden« bezeichnet (Z. 494, *Jonny Rakete* 2017), eine »Billigmentalität«, eine »neue Kultur«, die er als sehr negativ bewertet, wohingegen er Fachgeschäfte wie die Metzgerei mit Qualität assoziiert. Qualität wird somit auch mit am Preis festgemacht: Aus den höheren Preisen im Vergleich zur Supermarktware leitet sich deren Qualität ab und umgekehrt. Die Vielfalt von Konsumgütern wird von *Jonny Rakete* also dann positiv bewertet, wenn sie sich durch eine reichhaltige, wenn auch geordnete und qualitativ hochwertige Vielfalt auszeichnet, wobei er letztere an einem entsprechenden Preis festmacht.

Neben der oben skizzierten Essensvielfalt wird von *Jonny Rakete* sowie von *Tobias* eine weitere kulinarische Vielfalt in Deutschland angesprochen, nämlich die Vielfalt des Bieres. *Jonny Rakete* hebt dabei vor allem auf die Anzahl der Biersorten ab, die er auf über fünftausend beziffert (»Wir haben ja glaub ich über fünftausend Biersorten«, Z. 253–254, *Jonny Rakete* 2016), geht sonst aber nicht näher auf das Thema ein, da er sich nach eigener Aussage nicht für Bier interessiert. *Tobias* hingegen zeichnet ein differenziertes Bild der Bierdiversität, bei der sowohl Verschiedenheit als auch Vielfalt anklingen. Erstere steht im Vordergrund, wenn *Tobias* darauf eingeht, dass im Norden Deutschlands Pils, im Süden hingegen eher Helles oder Lager getrunken werde. Darüber hinaus äußert er sich zu den verschiedenen Zutaten (Hopfensorten mit unterschiedlichen Geschmacksrichtungen), dem variierenden Alkoholgehalt als auch zu verschiedenen Geschmacksrichtungen des Bieres. In den Ausführungen zu den Bierzutaten und Biersorten verschwimmen die Diversitätsvarianten der Verschiedenheit und der Vielfalt, da *Tobias* einerseits Verschiedenheit anspricht, beispielsweise, wenn er auf die verschiedenen Geschmacksrichtungen des verwendeten Hopfens hinweist, letztlich geht es in den Ausführungen aber vor allem um die »Bandbreite« des Bieres und somit eher um Vielfalt.

(Berufliche) Möglichkeiten

Soleil erlebt in Deutschland eine Vielfalt an Möglichkeiten und zwar insbesondere, was die Berufswahl angeht. Um diese Vielfalt zu symbolisieren, hat *Soleil* zwei Aufnahmen einer Baumkrone gemacht, zu denen sie sich wie folgt äußert:

[.] dann hab ich hier zwei ähm Aufnahmen von Baumkronen, die kahl sind. (.) Das ähm zeigt für mich so 'n bisschen, dass egal in welche Richtung man geht, dass sich alles irgendwie extrem aufspaltet. Also, dass ähm nicht nur bei der Berufswahl zum Beispiel, dass es dann, meinetwegen den Beruf Arzt gibt, sondern dann gibt es irgendwie tausend Studiengänge, die man irgendwie so damit verbunden machen kann. Oder auch sonst was für, für Ärzte kann man//mhm, mhm//@(.)@ kann man werden. Oder auch eben vor allen Dingen jetzt äh °so° in Sachen Medien gibt's extrem viele Wege. (*Soleil* 2018)

Soleil beschreibt die beruflichen Möglichkeiten in Deutschland – um im Bild des Baumes zu bleiben – als weit verzweigt. Bei jeder Richtung, die eingeschlagen werde, ergäben sich zahlreiche weitere Optionen, wie *Soleil* am Beispiel medizinischer Berufe aufzeigt: So könne jemand Arzt werden, es gäbe aber auch darüber hinaus zahlreiche Studiengänge, die damit »verbunden« (Z. 124) – also wohl im medizinischen Bereich – absolviert werden könnten. Und auch innerhalb der jeweiligen Berufe weist *Soleil* auf Weiterverzweigungen hin, wie der Hinweis auf Spezialisierungen innerhalb des Arztberufes zeigt. Ähnlich viele Optionen sieht *Soleil* auch in anderen Bereichen, wobei sie als Beispiel den Bereich der »Medien« (Z. 126) nennt. Bei den von *Soleil* angeführten Beispielen handelt es sich vornehmlich um Berufe, die ein Studium erfordern; was vermutlich damit zu tun hat, dass sie selbst studiert hat. Folgerichtig verweist *Soleil* nicht nur auf die vielfältigen Berufs-, sondern auch Studienmöglichkeiten, wobei sie hier stärker die hohe Anzahl an Studiengängen betont (»irgendwie tausend«, Z. 123f.).

Die Vielzahl an beruflichen Möglichkeiten nimmt *Soleil* »nach wie vor« (Z. 136) in Deutschland wahr, diese scheint es ihrer Meinung nach also bereits länger zu geben. Gleichzeitig lässt die Floskel vermuten, dass die Existenz dieser Vielfalt für *Soleil* keine unabänderliche Tatsache darstellt. Worauf es für den Fortbestand dieser Vielfalt ankommt, darauf geht *Soleil* allerdings nicht näher ein. Hinweise auf mögliche Gründe für Entstehen und Fortbestand der vielfältigen Möglichkeiten finden sich hingegen in *Gretchen Müllers* Ausführungen. Sie führt – ebenfalls mit Verweis auf eine Vielfalt der Möglichkeiten – die zahlreichen Autos an, die ihre Familie besitzt, sowie die Verfügbarkeit vielfältiger Materialien, aus denen sie in den letzten Jahren zahlreiche Puppen gefertigt habe. Da sich die textilen Materialien, und vor allem die Autos durch einen hohen materiellen Wert auszeichnen, verweist die Vielfalt auf einen gesellschaftlichen wie individuellen Wohlstand (dank des gesellschaftlichen Wohlstands sind vielfältige Waren verfügbar, die sich *Gretchen Müller* aufgrund eines individuellen Wohlstands auch leisten kann).

Ob die Vielfalt der Möglichkeiten erlebt wird, scheint aber nicht nur vom – um mit Bourdieu (1992) zu sprechen – ökonomischen Kapital, sondern auch vom kulturellen abzuhängen. So beschreibt *Fatmir*, der aus einem bildungsfernen Milieu stammt und der zur Zeit der Befragung Schüler einer Fachoberschule ist, die Wege in Deutschland als

steinig (Fatmir 2016). Die Steine erlebt er dabei als Hindernisse, die aus eigener Anstrengung überwunden werden müssten. Bildung und Berufswahl können also als ›bunter Strauß vielfältiger Möglichkeiten‹ oder als ›harter Weg‹ erlebt werden. Wie eingangs angedeutet, vermute ich, dass die Einschätzung auch milieubedingt ist: *Soleil*, die aus einem bildungsaffinen Milieu kommt, scheint eher den Eindruck haben, dass ihr alle Möglichkeiten offenstehen. *Fatmir* hingegen hat den Eindruck, sich den Weg erst ›freiräumen‹ zu müssen. Hinzu kommt, dass Angehörige bildungsaffiner Milieus wohl auch eher über das Wissen verfügen, welche Möglichkeiten es überhaupt gibt.

Bei den oben ausgearbeiteten und von den Teilnehmenden thematisierten Formen der Vielfalt handelt es sich um eine sachbezogene Vielfalt (vgl. S. 260f.), also eine Diversität, die nicht an Personen festgemacht wird. Gleichzeitig werden – wie schon im Theorieteil erörtert – die engen Verflechtungen zwischen sach- und personenbezogener Vielfalt deutlich: Denn menschliche Vielfalt kann erst entstehen, wenn es auch die entsprechenden Möglichkeiten gibt, um die eigenen Vorlieben und Interessen zu verwirklichen. Und die vielfältigen menschlichen Interessen bilden ihrerseits auch wieder den Ausgangspunkt für Ausdifferenzierungen sachbezogener Vielfalt.

Pflanzliche Diversität

Wie oben erläutert wurde im Theorieteil eine gegenstandsbezogene Unterscheidung in sachbezogene und menschliche Diversität eingeführt, wobei letztere im Zuge der dazu angestellten Überlegungen auf sämtliche Lebewesen erweitert wurde und somit auch Tiere und die Umwelt mit einschließt. Bei einzelnen Teilnehmenden finden sich Äußerungen, die die vorgenommene Erweiterung stützen, wie sich an folgender Aussage von *Jonny Rakete* veranschaulichen lässt:

Ähm, das is ja auch was find ich. Also was wir an Bäumen ham. Das ist schon auch (.) schön. Äh, gibt natürlich irgendwelche riesigen Mammutbäume, die äh die deutsche Eiche in den Schatten stellen, aber ich mein jetzt einfach eine Vielfalt von ähm Nadel- und Laubbäumen, Bäumen, die kommt find ich in Deutschland gut zusammen [...]. (Jonny Rakete 2016)

Jonny Rakete nimmt in der obigen Passage einen direkten Vergleich vor, der sich auf folgende Aussage herunterbrechen lässt: Während die Bäume in anderen Ländern wie den USA besonders alt und groß sind (und damit auch deutlich größer und älter als vergleichbare Bäume in Deutschland), zeichnet sich Deutschland durch eine Vielfalt an Bäumen aus, also dadurch, dass es viele verschiedene Baumarten wie Nadel- oder Laubbäume gibt. Dabei scheint es einmal mehr die Zusammensetzung zu sein, die für *Jonny Rakete* bedeutsam ist (Z. 307) und nicht etwa die Verschiedenheit der Bäume.

Lebensstile

Jonny Rakete fotografiert bei beiden Erhebungen einen Teil seines Freundeskreises und bezeichnet diesen im Zuge der ersten Befragung als sein »privates Deutschland« (Z. 117, *Jonny Rakete* 2016). In den weiteren Ausführungen erörtert er dann die verschiedenen ›Lebensstile‹ des abgebildeten Freundeskreises:

Also dieser Freundeskreis der is sehr heterogen. Ähm, sowohl was die äh Berufe angeht als auch die Lebenssituationen. Da gibt's den (3) üäh man kann ja rausschneiden, was man will. Da gibts den vierunddreißig-jährigen aktuell Single, der sich im K-Stadt, F-Viertel ähm jetzt jedes Wochenende durch die Gegend vögelt.//@(.).@//. Äh, es gibt den spießigen Familienpapa mit zwei Kindern und der äh Musterfamilie, der äh Geschäftsführer von einm Franchise-Unternehmen is. Ähm, (.) es gibt einen der schon mit siebzehn Papa gworden is und jetzt irgendwo als Lichttechniker arbeit also das is, es is sehr breit gestreut. @Und vielleicht wenn mal will@ mich jetzt alsch jetzt-wieder-Student, also auch wieder was ganz Andres [...] (Jonny Rakete 2016)

Jonny Rakete zeigt am Beispiel seines Freundeskreises auf, wie sehr sich die Lebensstile in Deutschland lebender Menschen voneinander unterscheiden (können). Die Art, wie Jonny Rakete über die Lebensstile spricht, unterscheidet sich jedoch ein wenig von seinen Ausführungen über Diversitätsvarianten wie die der Wurstwaren (s.o.): Während er bei Letzteren deren Vielfalt hervorgehoben hat, bezeichnet er seinen Freundeskreis als »heterogen« (Z. 131) und weist auf dessen sehr breite Streuung hin. Und ganz im statistischen Verständnis der Streuung (*Jonny Rakete* studiert Mathematik, weshalb anzunehmen ist, dass er den Begriff der Streuung nicht nur alltagssprachlich begreift), deutet sich auch in *Jonnys* Ausführungen eine Art Mittelwert, genauer eine soziale Bezugsnorm an, um die herum die Streuung erfolgt: hier ist es der »spießige(n) Familienpapa« (Z. 134) mit »Musterfamilie« (Z. 135). Mit der Metapher der Musterfamilie rekurriert *Jonny Rakete* auf den »normalen« Lebensstil, der – wie das dem Familienvater beigefügte Adjektiv andeutet – als spießig angesehen werden mag, aber eben den gesellschaftlichen Erwartungen entspricht bzw. besonders häufig ist. Anhand der von *Jonny Rakete* gelieferten Beispiele zu den Lebensstilen seiner Freunde lässt sich herausarbeiten, inwiefern diese vom Standardmodell abweichen und an welchen »Kriterien« und damit einhergehenden altersbezogenen Vorstellungen sich dies festmachen lässt.

Einmal handelt es sich um verschiedene Familien- bzw. Lebensmodelle. Das Konzept der *Musterfamilie* repräsentiert zunächst die »klassische« Vorstellung, die in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten sicherlich dominant war und größtenteils immer noch ist, nämlich, die Organisation des Zusammenlebens in Kernfamilien, die auf monogamen, heterosexuellen Partnerschaften beruhen. Die Familiengründung erfolgt meist im Alter zwischen 30 und 40 Jahren (wobei Frauen zum Teil etwas jünger sind). Diese »üblichen« Lebensmodelle hat *Jonny Rakete* vermutlich im Sinn, wenn er darauf hinweist, dass ein Freund »schon« mit 17 Jahren, also deutlich früher als in Deutschland üblich (vgl. Hochgürtel 2017: 66f.), Vater geworden sei. Ein anderer Freund weicht wiederum vom Konzept der monogamen Partnerschaft ab, da er – zum Zeitpunkt der Erhebung – im Alter von 34 Jahren in keiner festen Beziehung ist, sondern wechselnde Sexualkontakte hat. Statt also eine Familie zu gründen – wie es im »klassischen« Modell in dem Alter üblich wäre – vergnügt sich dieser Freund und lässt sich (ob gewollt oder nicht) auf keine feste Beziehung ein. *Jonny Raketes* flapsige Formulierung, der Freund würde sich »durch die Gegend [...]vögel[n]« (Z. 134), lässt dabei vermuten, dass *Jonny Rakete* dieses Modell nicht unbedingt gutheißt.

Neben den gesellschaftlichen Vorstellungen zu den Formen menschlichen Zusammenlebens lassen sich aus *Jonny Raketes* Äußerungen auch Erwerbsmodelle und die

gängigen Vorstellungen dazu rekonstruieren. Die Bezugsnorm scheint hier auch wieder durch den *spießigen Familienpapa* repräsentiert zu werden, der Geschäftsführer eines Franchise-Unternehmens ist. Darin wird das Idealbild ›deutscher‹ Erwerbstätigkeit deutlich: nämlich beruflichen Erfolg zu haben, möglichst in Form einer Führungsposition mit Verantwortung in einem angesehenen Unternehmen mit geregelter, sicheren Einkommen. Die Annahme, dass das Unternehmen angesehen und das Einkommen sicher ist, leite ich aus dem Hinweis auf das Franchise-Unternehmen ab: Meist handelt es sich um große, weltweit tätige Firmen wie McDonald's, die ihren Namen und ihr Konzept zur Verfügung stellen, so dass trotz selbstständiger Tätigkeit der Franchisenehmenden eine gewisse Sicherheit garantiert ist. Und auch hier macht *Jonny Rakete* die Streuungen um die Bezugsnorm deutlich: Der Verweis auf den Freund, der als Lichttechniker »irgendwo« (Z. 136) tätig sei, zeigt, dass dessen Arbeitsstelle weniger (be-)merkens- oder nennenswert ist als das Franchise-Unternehmen¹². Darüber hinaus weicht auch *Jonny Rakete* vom Standard ab, da er zum Zeitpunkt der Befragung nicht erwerbstätig ist, sondern seinen Job gekündigt und nochmal zu studieren begonnen hat, um Lehrer zu werden. Hier wird einmal mehr die altersbezogene Normierung deutlich: Die Abweichung kommt nicht durch das Studium zustande, sondern durch den Zeitpunkt, an dem dieses begonnen wird. Als ›normal‹ gilt, wenn Menschen nach dem Abitur (allenfalls mit einer kleinen Pause von ein bis max. zwei Jahren) anfangen zu studieren, also ungefähr im Alter von Anfang bis Mitte/Ende 20 Jahren. Wer aber später ein Studium beginnt, beispielsweise nach einer Berufsausbildung und/oder mehreren Jahren Berufstätigkeit, weicht von dieser Norm ab.

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass *Jonny Rakete* Verschiedenheit im Kontext der Lebensstile an Erwerbstätigkeit, Partnerschaft und Familiengründung festmacht, die wiederum mit altersbezogenen Erwartungen einhergehen. Und obwohl es in *Jonny Raketes* Freundeskreis (sowie in der gesamten deutschen Gesellschaft) eine große ›Streuung‹ und somit im Grunde Vielfalt gibt, herrschen Vorstellungen darüber vor, was das jeweils ›normale‹ bzw. ›klassische‹, d.h. gesellschaftlich am meisten befürwortete Modell darstellt. Ungeachtet dieser Verschiedenheit, gelingt es, wie *Jonny Rakete* in seinen Ausführungen verdeutlicht, dass es hier eben nicht zu Exklusionen kommt. Worauf das zurückgeführt werden kann, wird in den Ausführungen zum Umgang mit Diversität erörtert (vgl. IV. 3.2.4).

Charakter- und interessenbezogene Diversität

Diversität in Deutschland kann sich auch in Form von charakter- und interessenbezogener Diversität äußern. Diese Variante wird insbesondere von *Mona* (2016) thematisiert, die dazu mehrere Aufnahmen in dem Jugendtreff gemacht hat, in dem sie und andere Jugendliche von mir die Kamera erhalten haben. Die Fotos, die *Mona* dort aufgenommen hat, wirken ein wenig so, als sei sie durchs Jugendzentrum gegangen, habe an verschiedenen Stellen Halt gemacht und Schnappschüsse von den anderen Besucher*innen

12 Zwar nennt *Jonny Rakete* auch den Namen des Franchise-Unternehmens nicht, was ich aber eher auf die Wahrung einer gewissen Anonymität sowie auf das Vermeiden von ›Schleichwerbung‹ zurückführe. Das mache ich daran fest, dass in der Art, wie er von dem Franchise-Unternehmen spricht, eher Bewunderung mitzuschwingen scheint.

aufgenommen¹³. Insgesamt sind im (und vor dem) Jugendzentrum neun von zwölf Fotos entstanden, von denen *Mona* vier in den Kontext der Diversität stellt. Drei der vier Fotos¹⁴ sind unten abgebildet, alle vier werden (in der Reihenfolge der Aufnahme und Besprechung im Interview) kurz beschrieben und analysiert. Ich beginne zunächst mit einer Beschreibung des Sets und gehe dann auf die jeweiligen Einzelbilder ein.

Drei der vier Fotos (Nr. 4 bis 6) wurden in den Innenräumen des Jugendzentrums aufgenommen, das andere (Nr. 7) vermutlich im Freien und abends, wie der dunkle Hintergrund vermuten lässt. Auf zwei Fotos sind jeweils zwei Jugendliche abgebildet (Nr. 6 u. 7), auf den beiden anderen Fotos (Nr. 4 u. 5) ist jeweils nur ein Jugendlicher zu sehen. Die Jugendlichen werden entweder (miteinander) interagierend (Nr. 6 u. z.T. Nr. 7) oder sich alleine beschäftigend fotografiert, wobei auf zwei Fotos (Nr. 4 u. 6) Spiel- bzw. Sportgeräte (ein Boxsack, ein Kickerkasten, ein Brettspiel) zu sehen sind.

Abbildung 21: Junger Mann am Boxsack



Foto Nr. 4, *Mona* (2016)

Abbildung 22: Grimassenschneidender junger Mann

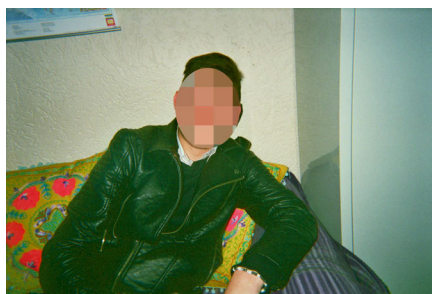


Foto Nr. 5, *Mona* (2016)

13 Hier ließe sich kritisch einwenden, dass *Mona* ohne groß nachzudenken, einfach ein paar Bilder »geknipst« hat, um dem Auftrag zu fotografieren nachzukommen. Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, dass *Mona* bemüht ist, Fotos zu machen (auch wenn explizit keine Mindestzahl an Fotos von mir gefordert wurde) und dass dies vor allem (sie hat auch anderswo Aufnahmen gemacht) deshalb im Jugendzentrum geschieht, weil sie dort die Kamera von mir erhalten hat. Allerdings stellt sie im Interview bei allen Fotos einen unmittelbaren Bezug zu Deutschland her, was deutlich macht, dass sie sich beim Fotografieren durchaus an den von mir gestellten Fragen »Wie siehst Du Deutschland? Was verbindet Du mit Deutschland?« orientiert hat, auch wenn sie die intensive kognitive Auseinandersetzung mit der Frage, warum sie die Fotos gemacht hat, nach eigener Aussage anstrengend empfindet.

14 Da die auf Foto Nummer 7 abgebildeten jungen Frauen wenig darüber erfreut scheinen, dass sie fotografiert werden, verzichte ich hier – trotz der stets vorgenommenen Anonymisierungen – auf die Abbildung des Fotos.

Abbildung 23: Junge Männer beim Brettspiel

Foto Nr. 6, *Mona* (2016)

Wie die obige Kurzbeschreibung der Fotos verdeutlicht, stehen den Besucher*innen des Jugendzentrums diverse Beschäftigungsmöglichkeiten zur Verfügung, die je nach Interesse und Gemütslage genutzt werden (können): D.h. sie können mit anderen oder allein Zeit verbringen, sich sportlich oder spielerisch betätigen oder sich auch »einfach nur« mit anderen austauschen. Das vielfältige Angebot ermöglicht dabei auch eine Ausdifferenzierung der Interessen. Gleichzeitig wird der Diversität der Interessen mit diversen Beschäftigungsmöglichkeiten begegnet. Hier scheint also ein Wechselverhältnis aus Entstehung und Ausdifferenzierung von Diversität zu bestehen, das an anderer Stelle nochmal aufgegriffen wird (vgl. S. 289).

Neben den vielfältigen Beschäftigungsmöglichkeiten zeichnen sich in den Fotos auch vielfältige Reaktionen auf das Fotografiert-Werden ab, die im Folgenden etwas genauer analysiert werden sollen, wobei ich die Fotos in der Reihenfolge ihrer Aufnahme heranziehe:

Auf Foto Nummer 4 ist ein Junge zu sehen, der neben einem Boxsack steht und dabei lächelnd in die Kamera blickt. Sein Körper ist zur Kamera gedreht, wobei die linke Körperhälfte (von der Betrachterin aus gesehen) leicht nach hinten versetzt ist. Das verleiht dem Erscheinungsbild des jungen Mannes eine gewisse Dynamik, die durch seine Arm- bzw. Handhaltung unterstützt wird. Die Arme sind abgewinkelt, die beiden Hände zu Fäusten geballt, er hält diese auf verschiedener Höhe und versetzt vor seinen Oberkörper, fast so, als wäre er jeden Moment bereit zuzuschlagen. Da der junge Mann aber lächelt, wirkt er nicht aggressiv, sondern eher so, als würde er eine Pose einnehmen. Links von dem Jungen befindet sich ein an der Decke befestigter Boxsack, der aber nicht gerade nach unten hängt, sondern leicht schräg ist, was vermuten lässt, dass dieser zum Zeitpunkt der Aufnahme in Bewegung ist.

Womöglich ist der Junge also gerade mit Boxübungen beschäftigt, als *Mona* ihn fragt, ob sie ihn fotografieren könne. Daraufhin wendet er sich *Mona* zu und posiert für das Foto.

Foto Nummer 5 zeigt einen auf der Couch sitzenden Jugendlichen, der das Fotografiert-Werden eher ins Lächerliche zu ziehen scheint, indem er eine Grimasse zieht (d.h.

er schließt die Augen, zieht die Augenbrauen nach oben und beißt mit den oberen Zähnen auf die Unterlippe bzw. zieht die Unterlippe unter die obere Zahnreihe).

Foto Nummer 6 zeigt zwei junge Männer, die an einem Tisch sitzen und (wie sich im Interview herausstellt) Backgammon spielen. Einer der beiden Männer sitzt mit dem Rücken zur Kamera und ist nur von hinten zu sehen. Der andere sitzt seitlich zur Betrachterin. Er blickt auf das Spiel, der linke Arm ist ausgestreckt, als würde er damit gerade einen Spielzug machen.

Da die Männer weder in die Kamera blicken noch aufschauen, wirkt es, als seien sie sehr in das Spiel vertieft und wollten sich nicht aus der Ruhe bringen lassen. Es ist aber auch denkbar, dass sie – ähnlich wie der junge Mann auf Foto Nummer 4 – eine Pose einnehmen, und zwar die der konzentrierten Backgammon-Spieler.

Auf Foto Nummer 7 sind zwei junge Frauen abgebildet, die vermutlich nebeneinander sitzen, auch wenn sie aufgrund der Perspektive, in der die Aufnahme erfolgte, auf dem Foto leicht versetzt hintereinander zu sehen sind. Die im Vordergrund sitzende junge Frau wirkt eher genervt oder sogar provoziert (sie hat den Mund leicht offen, der rechte Mundwinkel ist etwas nach unten gezogen, die Augen scheinen leicht verengt, Kopf und Kinn sind leicht nach oben gerichtet), mit einem Blick, als ob sie fragte, was die Fotografin überhaupt von ihr wolle. Die im Hintergrund sitzende junge Frau schaut (erst) gar nicht in die Kamera und wirkt so, als würde sie gerade mit anderen Umstehenden oder Umsitzenden reden und lachen und sich auch von der Fotografin nicht ablenken lassen (wollen).

Diese doch sehr unterschiedlichen Reaktionen auf *Monas* »Fototour« ergeben in der Summe ein sehr vielfältiges Gesamtbild, in dem persönliche wie situative Faktoren zum Tragen kommen: So deuten die Reaktionen, die von fröhlich über lustig, sich selbst inszenierend und gleichgültig bis hin zu latent genervt reichen, auf unterschiedliche Charaktere der Fotografierten hin. Gleichzeitig ist anzunehmen, dass sich nicht jede*r gleich gern fotografieren lässt, zumal vielleicht nicht alle Abgebildeten genau wussten, weshalb *Mona* überhaupt mit einer Einmalkamera im Jugendzentrum fotografiert. Außerdem könnte sich das Verhältnis, das *Mona* zu den Fotografierten hat, auf die Reaktion auswirken, d.h. die Reaktion ist nicht nur eine auf das Fotografiertwerden, sondern auch auf die Fotografin.

Mona selbst hebt im Interview vor allem die personalen Faktoren hervor. Sie erläutert, wie unterschiedlich ihrer Meinung nach die Charaktere sind: Während manche Menschen eher lustig seien, seien andere eher ernst und dann gäbe es noch diejenigen, die »komplett rumspinnen« (Z. 76f.), vielleicht, weil sie »Quatsch« und Späße (über sich und andere) machen.

Geographische und regionale Verschiedenheit

In manchen Ausführungen klingt eine weitere Form der Diversität an, die ich als geographische Diversität bezeichne und die von den Teilnehmenden vornehmlich im Sinne von Verschiedenheit behandelt wird: So thematisieren beispielsweise *Mona* (2016) und *Soleil*

(2018) Unterschiede zwischen Stadt und Land, während *Tobias* (2017) auf Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland hinweist. Im Zuge der weiteren Ausführungen wird dann deutlich, wie sich diese Unterscheidung begründet, bzw. woran diese konkret festgemacht wird. Für *Mona* und *Soleil* zeichnen sich Stadt und Land durch eine andere Lebensweise und Lebensrhythmus aus: die Stadt sei lebendiger, das Land ruhiger. Damit sprechen sie also eigentlich kulturelle Unterschiede an, die wohl durch die unterschiedliche Bevölkerungsdichte und somit durch geographische Begebenheiten hervorgerufen werden (vgl. S. 291). *Tobias* hingegen führt kulinarische oder modische Unterschiede und damit ebenfalls kulturelle, aber auch Unterschiede in der Religionszugehörigkeit sowie in der Art der betriebenen Landwirtschaft an, wobei erstere auf historische Entwicklungen und letztere auf landschaftliche Gegebenheiten zurückgehen. Hier bilden also geographische Unterschiede den Auslöser für kulturelle und soziale Ausdifferenzierungsprozesse.

Interessant an den obigen Ausführungen ist, dass hier Verschiedenheit erörtert wird und zudem kategoriale Unterscheidungen, also in Nord- und Süddeutschland oder in Stadt und Land, den Aufhänger für die Ausführungen bilden. Erst im nächsten Schritt wird darauf eingegangen, was sich dabei konkret unterscheidet. Die Kategorien werden also erst im Anschluss mit Inhalten gefüllt, semantisch ausdifferenziert. Bei den meisten Beispielen, die davor behandelt wurden, wurde die Diversität an konkreten Beispielen veranschaulicht und erst dann mit möglichen kategorialen Unterscheidungen plausibilisiert. Hier wäre nun zu klären, worauf diese zwei verschiedenen Darstellungsvarianten zurückzuführen sind, und ob sich darin unterschiedliche Funktionen oder Zielsetzungen abzeichnen. Ich greife diese Frage am Ende des Kapitels nochmals auf (vgl. Kap. V. 3.2.7).

Vielfalt von Nationen, Religionen, Kulturen

In öffentlichen sowie wissenschaftlichen Diskursen wird Diversität nicht selten im Hinblick auf kulturelle bzw. ethnische Vielfalt verhandelt, und das nicht nur in Deutschland (z. B. Busch 2011; Eriksen 2006). Daher scheint es wenig überraschend, dass auch die Teilnehmenden an meiner Untersuchung national-kulturelle bzw. ethnisch-kulturelle Vielfalt thematisieren. Im Folgenden skizziere ich, welche Bezeichnungen für diese Form der Vielfalt gewählt werden, wie diese dargestellt wird und welche Überzeugungen und Bedeutungszuschreibungen sich darin abzeichnen.

Zunächst fällt auf, dass die Begriffe häufig in Kombination miteinander verwendet werden, wobei entweder von verschiedenen Kulturen und Ländern oder von verschiedenen Religionen und Nationalitäten die Rede ist. *Yavur* spricht beispielsweise davon, dass er und die anderen Geflüchteten, mit denen er im Jahr 2016 in einer Unterkunft lebt, aus verschiedenen Ländern kämen und dass sie verschiedene Religionszugehörigkeiten hätten (Yavur 2016). *Leo* hingegen beschreibt (denselben Umstand) wie folgt: »die sind von verschiedenen Länder. Natürlich das heißt, die sind von verschiedene Kulturen (.) gekommen« (Z. 1021, Leo 2017). Im ersten Beispiel werden Religionen und Nationalitäten im Sinne einer Aufzählung angeführt, d.h. es werden zwei verschiedene Kategorien genannt, die in sich Unterschiede beinhalten und in der Kombination eine religiöse und nationale Vielfalt ergeben. *Leo* hingegen verweist zunächst auf die verschiedenen Länder, aus denen seine Mitbewohner*innen (mit denen er im Vorjahr in der Asylunterkunft leb-

te) kamen, was für ihn aber zu implizieren scheint, dass die Menschen auch ›aus‹ unterschiedlichen ›Kulturen‹ kommen. Für ihn scheint also die nationale Herkunft mit einer kulturellen Zugehörigkeit einherzugehen.

Die von *Leo* und *Yavur* angeführten Beispiele kultureller bzw. nationaler und religiöser Vielfalt stammen aus ihrem Lebensumfeld, d.h. sie sind – gerade im ersten Jahr der Erhebung – unmittelbar mit kultureller und nationaler Diversität konfrontiert, da sie meist mit zahlreichen anderen Geflüchteten aus verschiedenen Ländern in einer Asylunterkunft untergebracht sind. Die ›deutschen‹ Teilnehmenden beziehen sich hingegen eher auf die – auf gesellschaftlicher Ebene feststellbare – kulturelle Vielfalt, wobei sie – ähnlich wie *Leo* – ebenfalls eine Verbindung zu ethnisch- bzw. nationalkultureller Vielfalt herstellen. So spricht *Flora* davon, dass in Deutschland *viele verschiedene Kulturen aufeinandertreffen*, und verweist dann auf die geflüchteten Menschen, die nach Deutschland kommen bzw. gekommen sind (Flora 2016).

Abgesehen von den oben skizzierten Aussagen zu nationaler, kultureller und/oder religiöser Diversität, nehmen die Teilnehmenden eher selten nähere Charakterisierungen vor, stattdessen steht der Umgang mit den genannten Diversitätsformen im Vordergrund der Ausführungen (vgl. Kap. V. 3.2.4). Anhand einzelner Beispiele kann aber ansatzweise konkretisiert werden, was (zumindest) kulturelle Vielfalt ausmacht bzw. ausmachen kann: So hat *Johannes* ein Foto des Berliner Fernsehturms gemacht (das er als eine Art Symbol oder auch Aushängeschild für Deutschland verwendet) und bezeichnet Berlin im Interview als »sehr multikulti« (z.B. Z. 163, Johannes 2017). Das Adjektiv *multikulti* steht – so mutet die Formulierung in Kombination mit dem Motiv an – für ein lockeres, ungezwungenes und, ja in gewisser Weise auch ›cooles‹ und ›chaotisches‹ kulturelles Miteinander. Dass *Johannes* dieses *Multikulti* in Berlin verortet (er selbst wohnt mehrere hundert Kilometer von Berlin entfernt), dem ein ganz ähnliches Image anhaftet, ist vermutlich kein Zufall. Andererseits wird *multikulti* gesamtgesellschaftlich als gescheiterte Ideologie angesehen. So ließe sich überlegen, ob in der Verortung des Multikulturellen in Berlin (und damit weit weg von *Johannes'* Wohnort) nicht in gewisser Weise das von Di Blasi konstatierte Spannungsfeld aus Vielfalt und Verschiedenheit anklingt, zumal Multikulturalismus im öffentlichen Diskurs durchaus ambivalent bzw. kritisch diskutiert wird (vgl. S. 257).

Altersbezogene Diversität

Im Zuge des ersten Kodierdurchgangs (vgl. III. 2.) nahm ich keine Zuordnung altersbezogener Interviewaussagen zur Kategorie der Vielfalt vor, was zeigt, dass die Teilnehmenden keine expliziten Bezüge herstellen. Da jedoch das Merkmal Alter mit zu den gängigsten Diversitätskennzeichen gehört (vgl. Vedder 2006: 11), habe ich in einem weiteren Kodierdurchgang das Material speziell nach Aussagen durchsucht, die mit Alter und Diversität in Verbindung gebracht werden können. Bei den dabei gefundenen Äußerungen, die sich mit altersbezogener Diversität assoziieren lassen, zeichnen sich die Diversitätsvarianten Vielfalt sowie Verschiedenheit ab.

Einige Teilnehmende sprechen – zum Teil wiederholt – davon, dass es in Deutschland so viele ältere Menschen (und im Vergleich dazu zu wenig junge Menschen) gäbe (Statistik 2016 u. 2017; Wrong 2017; Samira 2016; Sophie 2016; Soleil 2017). Zur Versinnbildlichung dieses Eindrucks fotografieren mehrere Teilnehmende ältere Menschen,

die sich alleine bzw. ohne Begleitung jüngerer Menschen auf der Straße bewegen (z.B. Statistik 2017; Wrong 2016). Dieses ›Straßenbild‹ fällt vor allem – wenn auch nicht ausnahmslos – geflüchteten Teilnehmenden auf. Diese Überrepräsentation älterer Menschen in Deutschland lässt sich anhand eines Vergleichs des Durchschnittsalters – genauer gesagt des Medians – der Bevölkerung belegen, der im Jahr 2015 für Deutschland auf 44,7 Jahre und für Syrien auf 18,3 Jahre geschätzt wurde (UN Department of Economic and Social Affairs 2022). Daran zeigt sich, dass der Anteil älterer Menschen in Deutschland deutlich höher ist als in Syrien, was gleichzeitig vermuten lassen könnte, dass in Deutschland eine geringere altersbezogene Vielfalt existiert, als das beispielsweise in Syrien der Fall ist. Der Einbezug der Lebenserwartung, die in Deutschland im Jahr 2015 bei 80,6 Jahren und in Syrien bei 65,1 Jahren liegt (ebd.), zeigt jedoch, dass streng genommen die altersbezogene Vielfalt in Deutschland sogar größer ist, weil die Streuung breiter ist, während in Syrien die jüngeren Bevölkerungsschichten überrepräsentiert sind. Die mangelnde Diversität, die in den Ausführungen mancher Teilnehmender anklingt, scheint sich allerdings weniger auf die Altersverteilung in der Gesellschaft zu beziehen als auf einen anderen Umstand: Die Teilnehmenden beobachten in Deutschland oft ältere Menschen, die alleine (oder in Begleitung eines Hundes) auf der Straße unterwegs sind, während in den Herkunftsländern der Teilnehmenden Ältere oft in Begleitung ihrer Enkelkinder unterwegs sind¹⁵. Es wird also eine Art altershomogenisierende Gruppenbildung wahrgenommen, zumindest, was Bewegung und Kontakte im öffentlichen Raum angeht.

Neben diesem Aspekt mangelnder Vielfalt beziehen sich manche Äußerungen auf die Verschiedenheit zwischen den Generationen, wobei die Art der genannten Unterschiede ein wenig an gängige Stereotype erinnert: So konstatiert Tobias (2017) alte Leute würden sich eher für Volksmusik, also für das Traditionelle begeistern, während die jungen Leute eher Partymusik bevorzugen. Soleil (2017) assoziiert die von ihr skizzierten Unterschiede zwischen Innovation und starren Denkmustern unter anderem auch mit dem Alter, d.h. sie erlebt jüngere Menschen im Vergleich zu älteren als kreativer und innovativer.

Während in diesen Aussagen konkrete Beispiele altersbezogener Verschiedenheit angeführt werden, scheinen manche Geflüchtete, aber auch Jugendliche mit Migrationsgeschichte eine gewisse Verschiedenheit für gegeben (und damit vielleicht für gar nicht weiter erwähnenswert) zu erachten. Dies mache ich beispielsweise daran fest, dass sie einen ›angemessenen‹ Umgang mit älteren Menschen in Deutschland zu vermissen scheinen: So empfindet Samira (2016) es als sehr unhöflich, wenn für ältere Menschen im Bus kein Platz freigemacht wird. Samiras Erwartung liegt vermutlich die Annahme zugrunde, für ältere Menschen könne es anstrengender sein, im Bus stehen zu müssen als für jüngere. Diese Annahme der Verschiedenheit und die damit einhergehende Handlungsimplication (also das Platzfreimachen im Bus für ältere Menschen) gibt es auch in Deutschland. Allerdings zeichnen sich hier Veränderungen ab, die vermutlich auch mit einem geänderten Bild des ›Altseins‹ einhergehen: So etabliert sich zunehmend das (Ideal-)Bild ›jung gebliebener und fitter älterer Menschen‹, die ihren Lebensabend mit Reisen und anderen Aktivitäten verbringen. Gleichzeitig besteht der Anspruch,

15 Auf mögliche kulturelle Einflussfaktoren, die das beobachtete Phänomen erklären können, gehe ich an anderer Stelle ein (vgl. S. 391).

möglichst lang möglichst jung auszusehen. Das hat dann zur Folge, dass sich ältere Menschen auch ›auf den Schlipps getreten‹ fühlen (können), wenn ihnen im Bus ein Sitz angeboten und somit Verschiedenheit ›unterstellt‹ wird. In Deutschland scheinen sich also altersbezogene Unterschiede zu reduzieren oder zumindest der Wunsch zu bestehen, diese möglichst zu reduzieren.

Diversität sexueller Orientierungen

Im Zuge der wissenschaftlichen wie öffentlichen Auseinandersetzung mit Diversität erfahren sexuelle Orientierungen zunehmend Aufmerksamkeit (Köllen 2012). Die an meiner Studie Teilnehmenden äußern sich allerdings – mit wenigen Ausnahmen (s.u.) – nicht zu sexuellen Orientierungen; Deutschland scheint also nicht in besonderem Maße mit sexueller Diversität verknüpft zu werden, oder das Thema hat für die Teilnehmenden keine Relevanz. Ausnahmen, was die Thematisierung sexueller Orientierungen angeht, stammen von *Sunny* und *Leo*.

Wie an anderer Stelle bereits erörtert (vgl. S. 233), behandelt *Sunny* die sexuelle Orientierung weniger im Lichte der Diversität als im Kontext der Freiheit. Was Diversität angeht, deutet sich in ihren Ausführungen an, dass sie homosexuelle Orientierungen eher im Sinne einer Verschiedenheit erlebt, und zwar einer, die für sie einer Abweichung von der gewünschten Norm entspricht. *Leo* hingegen äußert sich expliziter zu sexuellen Orientierungen, wobei der Aufhänger ein Foto ist, das er von dem Schild eines Vereins homosexueller Menschen gemacht hat, unter dem ein weiteres Schild mit der Aufschrift *gay community* angebracht ist. *Leo* geht im Interview weniger auf die Diversität sexueller Orientierungen ein als auf den Umgang mit homosexuellen Menschen in Deutschland (vgl. S. 301). Deshalb belasse ich es an dieser Stelle mit einem kurzen Kommentar zu dem fotografierten Schriftzug *gay community*: Die Rede ist hier von einer Gemeinschaft homosexueller Menschen, also einer Gruppe, die sich aufgrund ihrer sexuellen Orientierung zusammengefunden hat, so dass die Gruppe sich – zumindest was dieses Merkmal angeht – nicht durch Diversität, sondern durch Homogenität auszeichnet. Die Diversität kommt im Grunde erst dann und dadurch zustande, dass sich der Zusammenschluss zu einer *gay community* vermutlich mit der diesbezüglichen Verschiedenheit von der ›heterosexuellen Mehrheitsbevölkerung‹ begründet, was vielleicht das Bedürfnis nach einer entsprechenden Vergemeinschaftung weckt u.a. um gemeinsame Erfahrungen auszutauschen.

3.2.2 Auslöser von Ausdifferenzierungsprozessen

Im theoretischen Hintergrund wurde bereits erläutert, wie Ausdifferenzierungsprozesse – ganz grundsätzlich – zustande kommen. Anhand der Ausführungen meiner Teilnehmenden können hier nun einige Beispiele herausgearbeitet werden, die illustrieren, wodurch diese Ausdifferenzierungsprozesse – bezogen auf Diversität innerhalb Deutschlands – ganz konkret ausgelöst werden können.

Landschaftliche, geographische Gegebenheiten

Tobias (2016), der mehrere Diversitätsvarianten in Deutschland anführt, weist auch immer wieder auf Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland hin, wobei die ange-

führten Unterschiede nicht zuletzt auf unterschiedliche landschaftliche Begebenheiten zurückgeführt werden (können). So spricht er über unterschiedliche Landwirtschaftsformen bzw. Erzeugnisse innerhalb Deutschlands und führt als Beispiele den Hopfenanbau in Bayern und die Schifffahrt und Fischerei im Norden an¹⁶. Die genannten (wenn auch sicherlich etwas ›klischeehaft‹ und überspitzt ausstaffierten) Unterschiede resultieren aus der Tatsache, dass Deutschland im Norden an Nord- und Ostsee angrenzt und dabei über eine ca. 1.200 Kilometer (deutschland.de 2024) lange Küste verfügt, während sich in manchen Teilen Bayerns Boden und klimatische Bedingungen gut für den Hopfenanbau eignen.

Historisch-politische Entwicklungen

In anderen Beispielen, die *Tobias* (2016) anführt, lässt sich die angedeutete Ausdifferenzierung auf andere Faktoren wie beispielsweise die historisch-politische Entwicklung zurückführen. So spricht er die unterschiedliche Verteilung der Katholik*innen und Protestant*innen in Deutschland an. Die Auslöser dieser Ausdifferenzierung, die oft mit dem Dreißigjährigen Krieg assoziiert wird, reichen dabei bis ins 16. Jahrhundert zurück, als das Gebiet der heutigen Bundesrepublik Deutschland noch in mehrere Fürstentümer aufgeteilt war und die Bewohner*innen den Glauben ihres Fürsten annehmen mussten (Schmidt 2018).

Geschmäcker, Interessen und Anlässe

Dass Geschmäcker, aber auch Interessen zu Ausdifferenzierungsprozessen führen können, wird von den Teilnehmenden (ebenfalls) nicht explizit angesprochen, ist aber aus den Daten rekonstruierbar. So kann aus der von *Jonny Rakete* fotografierten Wurstvielfalt abgeleitet werden, dass das vielfältige Angebot auch deshalb entsteht, weil die Käufer*innen unterschiedliche Geschmäcker haben. Die vielfältigen Wurstwaren in der Auslage des Fachgeschäfts deuten darauf hin, dass die Metzgerei möglichst für jeden Geschmack etwas im Angebot haben möchte (vgl. Funktion), was dann zur Ausdifferenzierung der Wurstsorten führt. Möglich wird diese Ausdifferenzierung – wie bereits diskutiert (vgl. S. 276) – aber erst dank entsprechender Rahmenbedingungen (wie dem Wohlstand in Deutschland), ohne die weder die Produktion noch der Konsum vielfältiger (Wurst-)Waren möglich wären.

Für weitere Ausdifferenzierungen sachbezogener Vielfalt scheinen wiederum unterschiedliche Interessen mit verantwortlich zu sein. Zumindest lässt sich dies aus den Äußerungen zur Vielfalt beruflicher Möglichkeiten (vgl. S. 278f.) oder auch zu den vielfäl-

16 Hier sei noch kurz auf die etwas klischeehaft anmutende Unterscheidung in »Nord-Süd« eingegangen, die *Tobias* vornimmt. Schließlich beschränkt sich ›der‹ Norden Deutschlands nicht auf die Küstenregion, sondern umfasst auch Landstriche ohne Zugang zum Meer, so dass nicht überall Fischfang und Schifffahrt betrieben werden (können). Gleiches gilt auch für ›den Süden‹: Das Hopfenanbaugebiet beschränkt sich auf einen nur kleinen Landstrich in Bayern, weil es für den Hopfenanbau einer besonderen Bodenbeschaffenheit sowie geeigneter klimatischer Bedingungen bedarf (Bayerische Landesanstalt für Landwirtschaft 2011), die es auch in Süddeutschland nicht flächendeckend gibt. *Tobias'* These würde aber vermutlich auch bei größerer Ausdifferenzierung funktionieren, auch wenn *Tobias* (vielleicht zugunsten einer entsprechenden Pointierung) darauf verzichtet.

tigen Beschäftigungsmöglichkeiten im Jugendzentrum (vgl. S. 283) ableiten. Neben persönlichen Präferenzen zeichnet sich aber auch ab, dass – zumindest sachbezogene – Diversität aus situativen Faktoren (und deren Diversität) erwächst. Denn wie in den Ausführungen deutlich wird, trägt zur Vielfalt der Abfüllformen auch eine Vielfalt an Anlässen bei: Bei Festen, bei denen mehr Bier konsumiert wird, bietet sich deshalb eine Abfüllung in Fässern an, während für den Individualkonsum die Flaschenabfüllung adäquater erscheint.

Nischen und Trends

Weitere Ausdifferenzierungsfaktoren sind Nischen und Trends, die sich aus Tobias' Ausführungen zur Biervielfalt ableiten lassen:

[...] und die zwa Pale Ales hob i dann eben no fotografiert weil es is ja jetzt so a Trend (.) und ganz viel kleinere Brauereien zum Beispiel a die XY- Brauerei oder so ähm die m- machen jetzt immer weniger so Helles oder so sondern die machen immer=mehr Pale Ales und probiern immer mehra=aus mit verschiedenen Hopfensorten und oimol machen s=as bissl hochprozentiger dann is a bissl bitterer dann nehmen=s irgendan oragen Hopfen her oder sowos ähm oder Hopfen mit Orangengeschmack bessersagt und ähm des verbreit- also verbreitet si=ja immer mehrer in Deitschland und ähm ja genau desweng hob i des jetzt a: selber (.) also wenn i da an Deitschland assoziiert eigentlich als erstes meistens scho a Bier so (.) (Tobias 2016)

Zunächst erläutert Tobias, dass aktuelle Trends zur Herstellung neuer Biersorten wie Pale Ale (die wiederum für die Biervielfalt sorgen) beitragen. Moden und Trends können sich also ebenfalls begünstigend auf Ausdifferenzierungsprozesse auswirken. Tobias geht in seinen weiteren Ausführungen aber noch auf die Rolle kleinerer Brauereien ein: So würden nicht nur Großproduzenten Bier herstellen, sondern vor allem auch kleinere Brauereien, die – seiner Ansicht nach – vermehrt Neues ausprobieren. Diese offenbar zunehmende (wie die Formulierung *immer mehr* vermuten lässt) Entwicklung führt zu einer Vielfalt an Biersorten, die sich beispielsweise durch unterschiedliche Alkoholgehalte und Geschmacksrichtungen auszeichnet. Einen Grund für diese »Experimentierfreudigkeit« kleinerer Brauereien führt Tobias nicht an, allerdings denke ich bei der Unterscheidung in Groß- und Kleinbrauereien an das im öffentlichen Diskurs häufig thematisierte Brauereisterben, das auch mit auf die von Großbrauereien ausgehende Konkurrenz zurückgeführt wird, der kleinere Brauereien nicht standhalten. In dieser Logik bleibend könnte argumentiert werden, dass Großbrauereien sich zwar auf Massenproduktion spezialisiert haben, wodurch wiederum Nischen für kleinere Brauereien und deren Experimentierfreudigkeit entstehen, was sich in letzter Konsequenz positiv auf die Biervielfalt auswirkt.

Bevölkerungsdichte, Stadtgröße und -attraktivität

Die von den Teilnehmenden angesprochenen Unterschiede zwischen Stadt und Land (vgl. S. 285), nämlich, dass es auf dem Land ruhiger und in der Stadt »mehr los« sei, kommen – auch wenn sie etwas stereotyphaft anmuten – wohl durch die unterschiedliche Bevölkerungsdichte in Städten und Dörfern zustande: In der Stadt leben mehr Menschen

auf engerem Raum zusammen, während Dörfer dünner besiedelt sind¹⁷. Wenn nun aber viele Menschen zusammenleben, differenzieren sich sowohl die Freizeitangebote (u. a. kulturelle und sportliche) aus wie auch das Angebot an Einkaufsmöglichkeiten, Cafés und Restaurants usw.

Zusätzlich zur Bevölkerungsdichte lassen sich noch weitere Faktoren herausarbeiten, die mit dieser zusammenwirken könnten. Dies kann anhand der von *Johannes* vorgenommenen Charakterisierung Berlins als »multikulti« (Z. 163, *Johannes* 2017) veranschaulicht werden. Auch hier begründet sich die Vielfalt als solche zunächst durch die Größe der Stadt: eine gewisse Anzahl an Menschen bringt gleichsam »automatisch« Vielfalt mit sich, einfach nur deshalb, weil nicht alle Menschen gleich sind. Allerdings ist damit noch nicht erklärt, warum *Johannes* Berlin mit (vermutlich) *ethnisch* kultureller Vielfalt assoziiert. Möglicherweise liegt dem die Annahme zugrunde, größere Städte würden, zumal wenn es sich – wie im angeführten Beispiel – um die Hauptstadt eines Landes handelt, Menschen »aus aller Welt« anziehen. Dafür spricht, dass *Johannes* mit dem Fernsehturm (der als Aufhänger für die Aussagen dient) eine Sehenswürdigkeit (vgl. *Berliner Fernsehturm* 2024) fotografiert hat, die eine Art Sinnbild Berlins darstellt, das weltweit bekannt und fester Bestandteil touristischer Stadtrundfahrten (z. B. BerlinOnline Stadtportal 2024, Stadtrundfahrt.com 2021) ist. Die weltweite Anziehungskraft Berlins erstreckt sich aber vermutlich nicht nur auf Tourist*innen, sondern auch auf andere Zielgruppen (z. B. Arbeitnehmer*innen, Selbstständige, Künstler*innen, Aktivist*innen usw.). Die Attraktivität einer Stadt trägt also wohl, ergänzend zu deren Größe, zu einem wie auch immer gearteten internationalen Miteinander bei, wofür Berlin als Symbol dient.

3.2.3 Charakterisierungen und Aushandlungen von Diversität

Dieses Teilkapitel widmet sich der Frage, wie Diversität – über die konkreten Charakterisierungen hinausgehend – von den Teilnehmenden gerahmt wird. Bei den folgenden Analysen greife ich insbesondere auf die theoretischen Überlegungen zurück, die im Kapitel zu den Aushandlungen von Diversität (vgl. Kap. V. 3.1.5) angestellt wurden.

Vielfalt mit grundlegender Gemeinsamkeit

Manche Teilnehmende weisen, wenn sie über kulturelle Vielfalt in Deutschland sprechen, darauf hin, »dass das halt eigentlich alles dasselbe« (Z. 89, *Flora* 2016) sei oder, wie *Wrong* es formuliert: »Leute sind Leute« (Z. 72f., *Wrong* 2016). Es wird also hervorgehoben, dass jenseits nationaler oder kultureller Unterschiedlichkeit alle Menschen das Menschsein teilen. Die Betonung dieser grundlegenden Gemeinsamkeit trägt zur Relativierung der genannten Unterschiede bei, bzw. verhindert deren »Überdramatisierung«. Dieses Verständnis von nationaler bzw. kultureller oder religiöser Diversität ist an einen ausgeprägten öffentlichen Diskurs anschlussfähig, der seit einigen Jahren in Deutschland geführt wird und der auf eine Dekonstruktion der zum Teil als unüberwindbar kon-

17 *Mona* lebt in einer Region, in der die Bevölkerungsdichte bei 100 bis 150 Einwohner*innen pro km² liegt, während *Sonne* in einer Stadt mit 1.000 bis 4.790 Einwohner*innen pro km² lebt (Bundesamt für Bevölkerungsforschung 2020).

struierten (und damit als Grundlage für rassistische Diskriminierungen dienenden) Unterschiede hinarbeitet.

Diese Charakterisierung von Vielfalt findet sich jedoch nicht nur bezogen auf menschliche Diversität, sondern lässt sich auch im Hinblick auf sachbezogene Vielfalt rekonstruieren. So arbeitet Tobias in seinen Ausführungen zu verschiedenen Ausprägungen innerhalb Deutschlands auch immer die grundlegende Gemeinsamkeit mit heraus, beispielsweise die geteilte lange landwirtschaftliche Familientradition. Die Teilnehmenden scheinen also keine Formen *radikaler Pluralität* (Welsch 1988) in Deutschland zu erleben, vielleicht erfüllt diese Grundannahme aber auch eine zentrale Funktion, indem sie eine wichtige Grundlage für ein gelingendes Miteinander verschafft, nämlich das Verbindende nicht erst über das gemeinsame Tun zu schaffen, sondern bereits als Ausgangspunkt oder gemeinsame Basis zu erleben.

Kulturelle/Nationale Vielfalt als eine von vielen

Während Flora oder Wrong hervorheben, dass jenseits jeglicher kultureller Vielfalt der Mensch Mensch sei, betten sich Monas Ausführungen zur Vielfalt in einen Kanon aus Unterschiedlichkeit ein. Wie in den vorausgegangenen Teilabschnitten herausgearbeitet, zeigt Mona zahlreiche charakter- und interessenbezogene Unterschiede auf. Neben diesen Unterschieden geht sie auch auf Gruppen ein, die sich nach nationaler Zugehörigkeit bilden. Nachdem sie diese vielfältigen Unterschiede erörtert hat, konkludiert Mona am Ende des Interviews: »Deutschland ist unterschiedlich« (Z. 175 u. Z. 205–206, Mona 2016). Damit nimmt sie weder Hierarchisierungen noch sonstige Differenzierungen zwischen den jeweiligen Unterschieden vor, so dass die Vielfalt der Gruppenzugehörigkeiten letztlich eine unter vielen darstellt. Das scheint insofern interessant, als die Vielfalt der Gruppenzugehörigkeiten bzw. die kulturelle Vielfalt dadurch potentiell die Dominanz verlieren könn(t)en, mit der sie derzeit die öffentliche Wahrnehmung beeinflussen. Gleichzeitig gilt es, die Bedenken, wie sie vornehmlich in der Heterogenitätsforschung geäußert werden, nicht außer Acht zu lassen: Denn Budde (2017) sieht in der hier zu beobachtenden Ausblendung der Machtperspektive die Gefahr, »Heterogenität simplifizierend mit Buntheit gleichzusetzen und damit Unterschiedliches rein additiv nebeneinander zu stellen« (ebd.: 21). Und tatsächlich lassen sich in Monas Ausführungen auch Hierarchisierungen gegenüber der Gruppe bulgarischstämmiger Migrant*innen (vgl. S. 301) nachzeichnen, was die Haltbarkeit meiner obigen These zunächst fraglich erscheinen lässt. Wie ich allerdings an anderer Stelle herausarbeiten kann, scheint die Kombination einer allgemeinen Diversitätsperspektive und einer wertschätzenden Perspektive gegenüber Vielfalt das Potential zu bergen, ein Gegengewicht zu Hierarchisierungen und Abwertungen liefern zu können (vgl. S. 373).

Die beiden oben erörterten Annahmen, nämlich, dass es bei aller kultureller Vielfalt eine grundlegende Gemeinsamkeit gibt, das Menschsein, und dass kulturelle Unterschiede lediglich einen Aspekt einer vielfältigen Unterschiedlichkeit darstellen, werden von den Teilnehmenden zwar nicht gemeinsam erörtert, scheinen einander aber nicht zwangsläufig auszuschließen. Vielmehr noch, erst durch eine Kombination dieser beiden Annahmen scheint ein differenzierteres Verständnis von kultureller Vielfalt möglich.

3.2.4 Umgang mit Diversität

Der in Deutschland erlebte Umgang mit Vielfalt bzw. Unterschiedlichkeit scheint für die Teilnehmenden einen wichtigen Grundpfeiler für ein gelingendes Zusammenleben zu bilden. Dies lässt zumindest die Tatsache vermuten, dass kulturelle und andere Diversitätsformen nicht selten im Zusammenhang mit einem (friedlichen) Zusammenleben thematisiert werden, wenn auch vor allem von geflüchteten Teilnehmenden (z. B. Yavur 2016; Leo 2017; Sunny 2017). Das entscheidende Moment wird darin gesehen, dass einzelne Gruppenzugehörigkeiten deutlich weniger Aufmerksamkeit erfahren, als die Teilnehmenden das aus ihren Herkunftsländern gewohnt sind. In den Aussagen zeichnen sich allerdings verschiedene Varianten ab: So heben die einen hervor, dass die Gemeinsamkeiten deutlich bedeutsamer sind, während andere den Eindruck haben, dass Unterschiede in Deutschland eher als Privatsache behandelt und angesehen werden. Diese beiden Varianten werden im Folgenden näher beleuchtet.

Gemeinsames als verbindendes Element

Im Zuge der theoretischen Ausführungen zur Aushandlung von Diversität wurde Di Blasis These, derzufolge binäre Unterscheidungen fast unüberwindbar sind, bereits kritisch hinterfragt. Meine empirischen Auswertungen verdeutlichen nun ergänzend, dass Gemeinsames im Kontext der Diversität in vielerlei Hinsicht ein verbindendes Element darstellen kann: Und zwar sowohl, wenn das Gemeinsame über eine neue, gemeinsame Identität oder zumindest Zugehörigkeit hergestellt wird als auch über gemeinsames Tun. Ersteres lässt sich an einer Äußerung von Yavur nachvollziehen:

[...] He is a refugee. He is a refugee er, he is the son for a, for Maria. She's refugee, she is from Nigeria, and here refugee too with me. Yeah (.) and er he birth here in Germany//mhm//. Yeah, and I like to play with him always and something. And this is maybe °I take picture°//mhm//. Yeah, about this picture. (.) About this picture: This two person, they are Syrian//mhm//and I am from Iraq. (.) Er, here in this Heim, like how I were, can't tell. We are brother together, we don't have any different, because I think you heard in Iraq we have two religion like this is Sunna, this is Shia, this is Christian, this is, this is the problems, the big problems in Iraq. Here we never found something like that. Everything, er, ev-, ev-, er, all, el-, all of us together, same thing, now we don't have any different [...] (Yavur 2016)

Yavur äußert sich in der obigen Passage zu zwei seiner Fotos, auf denen Menschen zu sehen sind, die mit ihm und seinem Sohn in einer Geflüchtetenunterkunft leben. Dabei geht er zunächst auf die Herkunft und im weiteren Verlauf auch auf die Religionszugehörigkeit der Abgebildeten (einschließlich seiner selbst) ein. Die deutlich werdenden Unterschiede werden in seinen Ausführungen gerahmt und aufgefangen von dem, was alle verbindet: Alle sind, wie Yavur wiederholt betont, Geflüchtete. Durch diese Gemeinsamkeit scheinen sämtliche Unterschiede (nationale wie religiöse) in den Hintergrund zu treten oder sogar ganz zu verschwinden (»we don't have any different«, Z. 16). Statt-

dessen entstehen familienähnliche enge Beziehungen (»we are brother¹⁸ together«, Z. 16). Ähnlich äußert sich auch *Leo*, der im Jahr 2016 in derselben Flüchtlingsunterkunft lebt: Er bezeichnet sich und die anderen Geflüchteten (darunter auch die nigerianische Frau mit ihrem Kind) als »family« (Leo 2016, Z. 71 u. 75) und nimmt damit im Grunde eine Rekategorisierung vor. Diese könnte darauf zurückzuführen sein, dass die Geflüchteten dasselbe Schicksal teilen. *Yavur* weist jedoch auch darauf hin, dass er die Unterscheidungen, die er aus dem Irak gekannt hat, hier so nicht vorfindet. Möglicherweise leisten also auch ein förderliches soziales Klima oder normative Regelungen einen Beitrag dazu, dass (nationale oder religiöse) Zugehörigkeiten keine alles dominierende Rolle spielen. So scheint dies auch *Leo* zu sehen, der bei der zweiten Erhebung erneut auf das Thema zu sprechen kommt und dabei betont, dass in Deutschland die Regierung und die Religion getrennt seien (Leo 2017, s.u.).

Doch nicht nur gemeinsame Identitäten, sondern auch gemeinsame Interessen und Aktivitäten scheinen das Potential zu haben, heterogene Gruppen zu einen. *Jonny Rakete* veranschaulicht dies für seinen Freundeskreis wie folgt:

Da steckt noch was dahinter, was jetzt natürlich auf dem Bild nicht rauskommt, aber des, äh, es gibt so nen Rollenspiel, was wir seit (.) auch also (.) in Teilen schon seit über zwanzig Jahren und in der Besetzung jetzt samer mal seit schon seit über fünfzehn Jahren äh machen. Das heißt *das schwarze Auge* ähm, das is so nen Fantasy- äh Rollenspiel, wo man einen bestimmten Charakter spielt und es gibt einen Spielleiter, der quasi äh, wie kann man sagen, Regisseur, Kameramann, äh, alles in einem is, der quasi die ganze Welt darstellt und jeder Spieler spielt seinen Helden. [...] (Jonny Rakete 2017)

Nachdem *Jonny Rakete* im Vorfeld ausführlich erläutert hat, weshalb er seinen Freundeskreis als sehr heterogen empfindet (vgl. S. 280), geht er in der obigen (direkt daran anschließenden) Passage darauf ein, warum er und seine Freunde dennoch so eng miteinander verbunden sind. Auch hier gibt es ein verbindendes gemeinsames Element, und zwar eines, das *Jonny Rakete* als von außen nicht erkennbar einstuft (»was jetzt natürlich auf dem Bild nicht rauskommt«, Z. 142). Dieses gemeinsame Element, das *Jonny Rakete* zufolge »dahinter steckt« (Z. 142), was fast schon wie ein heimliches Band anmutet, ist ein Rollenspiel, das die Freunde seit zwanzig bzw. seit fünfzehn Jahren miteinander spielen. Das gemeinsame Interesse gepaart mit der langjährigen Praxis ist also das, was den Freundeskreis eint. Vor dem Hintergrund der sehr unterschiedlichen Lebensentwürfe scheint dabei interessant, dass das Verbindende ausgerechnet ein Rollenspiel ist, bei dem jede*r eine imaginäre Person, mehr noch, einen persönlichen Helden spielt, also jemanden, die man bewundert oder der frau vielleicht sogar gerne sein würde, aber im realen Leben nicht ist.

Neben diesen geteilten Interessen scheinen auch gemeinsame Ziele das Potential zu haben, Menschen mit verschiedenen Hintergründen zu vereinen. So macht *Leo* (2017) von

18 Für eine differenzierte Einordnung dieser Äußerung sei jedoch darauf hingewiesen, dass im deutschen Kontext und Sprachgebrauch das Wort *Bruder* meist leiblichen Verwandtschaften sowie familiären Beziehungen vorbehalten ist. Im arabischen Kontext dient die Bezeichnung *habibi* für Bruder jedoch – neben weiteren Funktionen – vor allem auch der Pflege engerer zwischenmenschlicher Beziehungen (vgl. Naama 2016: 36).

seinem Deutschkurs ein Foto, bei dessen Beschreibung er die vielen verschiedenen Länder hervorhebt, aus denen die Teilnehmenden kommen, aber eben auch das gemeinsame Ziel oder auch das Tun betont, nämlich, dass sie alle Deutsch lernen würden. Und auch hier scheinen der Umgebung und dem sozialen Klima eine wichtige Rolle zuzukommen: So betont *Leo*, dass S-Stadt (eine Mittelstadt in Bayern) genau die richtige Größe habe, nicht zu groß und nicht zu klein sei: Er scheint also davon überzeugt, dass es einer gewissen Anzahl an Personen bedarf, damit sich überhaupt Kontaktmöglichkeiten eröffnen, wobei ein ›Überangebot‹ an Möglichkeiten den Kontaktaufbau eher wieder erschwert. Darüber hinaus weist *Leo* darauf hin, dass Menschen aus der ganzen Welt in S-Stadt leben würden, weshalb man sich nicht fremd fühle. Diversität eröffnet also dem*er Einzelnen Anknüpfungspunkte, wodurch Fremdheitsgefühle reduziert werden. Zu guter Letzt geht *Leo* noch auf die staatliche Unterstützung beim Deutschlernen und der Jobsuche ein, worin einmal mehr die Bedeutung staatlicher Fürsorge deutlich wird (vgl. S. 153).

Während in den obigen Ausführungen das Verbindende zu einem Miteinander führt, zeigt sich in den Äußerungen anderer Teilnehmender, dass Gemeinsamkeiten nicht zwangsläufig in einem *Miteinander* münden müssen, aber dennoch ein gemeinschaftliches Gefühl entstehen kann. Dies lässt sich an *Tobias'* Schilderungen des lokalen Volksfests illustrieren:

[...] wenn man das a siekt, äh, bei uns (.) die, t-, vor allem a die Jugend, aba a die älteren Leut, also des is, (.) is ja komplett quer durch des gemischte Publikum. Ähm, die begeistern sich alle dafür, die freien sich alle (.) ähm (2) ja und dann (.) am Sonntag wahrscheinlich dann in der Vormittag eher die älteren Leute mit der Volksmusik//mhm @(.)@//. Ähm, am Freitag, Samstagabend dann eher die jungen Leit, aba jeda gfreit si, jeda geht hi, (.) jeda zieht dazu sei Tracht o [...] (*Tobias* 2017)

Tobias führt aus, dass das örtliche Volksfest von einem sehr gemischten Publikum besucht werde, wobei er das »gemischt[e]« (Z. 153) vor allem am Alter festmacht. Dieses Publikum eint wiederum die gemeinsame Begeisterung an dem Volksfest, das alle besuchen und anlässlich dessen sich – *Tobias* zufolge – jeder (»jeda«, Z. 156) in Tracht kleiden würde. Gleichzeitig wird jedoch deutlich, dass die gemeinsame Begeisterung nicht zu einem *Miteinander* von Alt und Jung führt, sondern dass alte wie junge Menschen ihre jeweiligen ›Räume‹ für sich haben, in denen sie ihren spezifischen Interessen nachgehen. Hier bedeutet das konkret, dass die jungen Menschen das Bierzelt am Samstagabend besuchen, wenn Partymusik gespielt wird, während ältere Menschen am Sonntagvormittag (wenn die jungen Menschen vermutlich noch ausschlafen) das Bierzelt besuchen, wenn Volksmusik gespielt wird. Jung wie alt scheinen also auch sehr unterschiedliche Arten des Feierns zu bevorzugen. *Tobias* führt dies zwar nicht näher aus, aber eigene Erfahrungen mit Volksfesten (in Bayern) rufen in mir Bilder von feiernden jungen Menschen hervor, die auf Bierbänken stehen, während ich Volksmusik eher mit Menschen assoziiere, die auf Bierbänken sitzen und schunkeln und demnach etwas ›gesitteter‹ und weniger ausgelassen feiern.

Diese hier skizzierte Form des Miteinanders, die streng genommen eigentlich eher ein Nebeneinander ist, kann mit Ackermanns Verständnis eines Pluralitätsmodells in

Verbindung gebracht werden, das er – wenn auch bezogen auf Gesellschaften – wie folgt skizziert:

»Die gesellschaftliche Organisation von kultureller Vielfalt umfasst ein breites Spektrum, von symbiotischen Systemen bei vorindustriellen Gesellschaften, über Vielvölkerreiche bis hin zu multikulturell verfassten komplexen Gesellschaften [...]. Gemeinsames Strukturmerkmal solcher Pluralitätsmodelle ist zumeist der Versuch, die verschiedenen Gruppen nicht gemischt, sondern nebeneinander her leben zu lassen, die Gruppengrenzen [...] aufrechtzuerhalten, nicht hingegen, sie aufzulösen.« (Ackermann 2011: 142)

Das, was Ackermann hier mit Blick auf Gesellschaften erörtert, nämlich ein Nebeneinander, bei dem es zu keinem Austausch zwischen den verschiedenen Gruppen kommt, ist letztlich genau das, was *Tobias* auch mit Blick auf die Besucher*innen des Volksfests formuliert. Wichtig scheint hier jedoch, dass *Tobias* diese Form des Nebeneinanders offenbar nicht als negativ erlebt. Vielmehr scheint die gemeinsame Begeisterung für und vielleicht auch die Identifikation mit dem lokalen und traditionsreichen Volksfest als so verbindend empfunden zu werden, dass offenbar nicht das Bedürfnis nach *Interaktion* be- oder entsteht.

Dieses Ergebnis wirft in Bezug auf ein gelingendes gesellschaftliches Zusammenleben folgende Frage auf: Warum werden plurale Gesellschaften, wenn sich das Verhältnis zwischen Migrant*innen und »der Aufnahmegesellschaft« mehr durch ein Neben- als ein Miteinander auszeichnet (oder dies zumindest so empfunden wird), in der öffentlichen Wahrnehmung negativ gelabelt, während das Nebeneinander anderer Gruppen doch offenbar nicht vergleichbar negativ erscheint? Hat das damit zu tun, dass Migrant*innen nicht selten als latente Gefahr für das »Eigene« erlebt bzw. konstruiert werden, Vertreter*innen anderer Gruppen (z.B. ältere Menschen) hingegen nicht? Spielt dabei auch – wie oben herausgearbeitet – das gemeinsame Identifikationsmoment eine Rolle? Ohne dieses scheint das Nebeneinander Gefahr zu laufen, als bedrohlich empfunden zu werden, während eine geteilte Begeisterung für ein und dieselbe Sache offenbar als verbindend erlebt wird. Dieses gemeinsame Identifikationsmoment fehlt möglicherweise in Bezug auf Migrationsgesellschaften bzw. wird zu wenig gefördert oder gar nicht erst erkannt.

Allerdings muss wohl auch berücksichtigt werden, dass die Gruppen älterer und jüngerer Menschen nicht in allen Kontexten getrennt voneinander sind, sondern durchaus enge Kontakte bestehen, wie beispielsweise im familiären Kontext. Es herrscht also nicht in allen Lebensbereichen ein Nebeneinander vor. Hier ließe sich jedoch einwenden, dass eine vollständige Trennung der Lebenskontexte auch bei Migrant*innen und Vertreter*innen der Aufnahmegesellschaft nicht existiert, da ja auch in Schulen oder am Arbeitsplatz Begegnungen stattfinden und Beziehungen entstehen. Diese Begegnungen zeichnen sich aber möglicherweise nicht notwendigerweise durch eine vergleichbare Nähe aus, wie das im familiären Kontext der Fall ist.

Unterschiede als Privatsache

Neben dem Gemeinsamen, das für die Vielfalt des Zusammenlebens von Bedeutung erscheint, zeigt sich, dass das Nichteingehen, ja zum Teil auch das Nichtbeachten von (kulturellen) Unterschieden für ein gelingendes Zusammenleben als wichtig wahrgenommen werden.

Dies lässt sich an zwei sehr unterschiedlichen Fotos (und den Ausführungen dazu) von *Sunny* und *Leo* illustrieren.

Abbildung 24: Buddhistische Mönche in einer Fußgängerzone



Foto Nr. 6, *Sunny* (2017)

Abbildung 25: Mittagstisch



Foto Nr. 26, *Leo* (2017)

Auf dem einen Foto ist eine Szene im öffentlichen und auf dem anderen eine im privaten Raum zu sehen.

Das Foto im öffentlichen Raum hat *Sunny* aufgenommen, es ist womöglich in einer Fußgängerzone oder am Rande einer Bushaltestelle (oder eines vergleichbaren Wartebereichs) entstanden, wie die schmale Überdachung am linken Bildrand und die darunter stehenden, nach links gewandten Personen vermuten lassen. Im Fokus des Fotos stehen zwei (hintereinandergehende) Menschen, die rot-orange hochgezogene Socken, einen orangefarbenen wadenlangen Umhang und eine Mütze tragen. Die beiden Personen wurden von hinten fotografiert, was die Vermutung nahelegt, dass *Sunny* die beiden Personen nicht kennt.

Anders als auf *Sunnys* Foto blicken die drei Personen auf *Leos* Aufnahme, die an einem gedeckten Tisch mit beladenen Tellern sitzen, direkt in die Kamera. Da auf dem Tisch ein Saft in einem Tetra-Pack steht (was in einem bewirteten Restaurant eher unüblich wäre) und im Hintergrund eine Couch zu erkennen ist, steht zu vermuten, dass es sich hier um ein freundschaftliches Mittag-/Abendessen in privaten Räumen handelt.

Während *Sunny* in der Szene im öffentlichen Raum lediglich eine Beobachterin zu sein scheint, die mit den Abgebildeten nicht unmittelbar interagiert, ist *Leo* Teil der abgebildeten Szene, er sitzt (von der Betrachterin aus gesehen) rechts. Diese auf den ersten Blick sehr unterschiedlichen Fotos symbolisieren für *Sunny* und *Leo* den gelingenden Umgang mit Diversität in Deutschland.

Im Interview konkretisieren die beiden, was diesen gelingenden Umgang ihrer Meinung nach auszeichnet. *Sunny* formuliert dies wie folgt:

[...] und was gefällt mir dass äh verschiedene Kulturen, verschiedene Religionen leben zusammen in Deutschland und keine Person sagt oder lacht für Anderen[...] (*Sunny* 2016)

Für *Sunny* scheint sich das Zusammenleben in Diversität in Deutschland durch das Ausbleiben negativer Handlungen auszuzeichnen, nämlich, dass sich die Menschen nicht übereinander lustig machen oder einander beschimpfen (»keine Person sagt«, Z. 111). Aus der Formulierung *keine Person sagt* geht nicht hervor, ob *Sunny* hier übereinander reden oder einander (be-)schimpfen meint. Für die Lesart des Beschimpfens spricht, dass *Sunny* (2016) später schildert, Frauen mit Kopftuch würden in ihrem Herkunftsland von Kindern mit Eiern oder Steinen beworfen¹⁹. In der überwiegend christlich geprägten Ukraine²⁰ scheint also das öffentliche Zeigen andersreligiöser Symbole durch »Mehrheitsvertreter*innen« sanktioniert zu werden, vielleicht, weil der Islam bzw. Muslime und Muslimas als bedrohlich erlebt werden (ein Phänomen, das seit den Anschlägen am 11. September 2001 weltweit zu beobachten ist, vgl. Velasco González/Verkuyten/Weesie et al. 2008; Raiya/Pargament/Mahoney et al. 2008). Ergänzend zu *Sunnys* Aussagen lassen sich auch aus dem Foto noch weitere Informationen darüber herausarbeiten, wie mit Diversität umgegangen wird. Hierfür nehme ich jedoch zunächst eine kurze Analyse des Gesamtsettings vor: Die beiden Männer, die *Sunny* fotografiert hat, »stechen« auf dem Bild hervor, und zwar in zweierlei Hinsicht: Einmal was ihr unmittelbares Erscheinungsbild angeht, zum anderen aber auch aufgrund der (daraus ableitbaren) Religionszugehörigkeit. Was Ersteres angeht, so sind die anderen Menschen, die auf dem Foto zu sehen sind, überwiegend in dunklen, gedeckten Farben mit langen Jeans oder anderen Hosen und (Winter-)Jacken gekleidet. Deren Kleidungsstil unterscheidet sich damit deutlich von den orangen Umhängen, die die beiden Personen im Zentrum tragen. Doch nicht nur die Farbe der Umhänge, sondern auch deren Stil ist auffallend: Sie reichen nicht ganz bis zu den Socken und geben einen Blick auf die nackten Waden frei. Die Bekleidung lässt vermuten, dass es sich um buddhistische Mönche handelt. Da in Deutschland aber nur eine kleine buddhistische Minderheit lebt, gehören Mönche eher nicht zum »üblichen Straßenbild«.

Vor diesem Hintergrund steht anzunehmen, dass die vorbeigehenden Mönche für die übrigen Passant*innen ebenfalls ungewöhnlich sein könnten, um so auffallender ist

19 Es handelt sich hier um Erfahrungen, die *Sunny* machte, als sie noch in der Ukraine lebte. Diese sind somit zwangsläufig zeit- und ortsgebunden, d.h. eine Generalisierung auf die »Jetztzeit« scheint nur schwer möglich. Das verdeutlichen auch die Aussagen einer ukrainischen Interpretationsgruppenteilnehmerin, die 2022 nach Deutschland geflohen ist: Sie lebte in einer Hafenstadt am Schwarzen Meer und hat keine vergleichbaren Übergriffe auf religiöse Minderheiten in der Ukraine erlebt.

20 Laut einer Statistik der Universität Luzern (2015), die die Datenbasis »Swiss Metadatabase of Religious Affiliation in Europe« betreibt, beläuft sich der Anteil der christlichen Bevölkerung in der Ukraine im Zeitraum von 2006 bis 2015 auf 83,1 %.

es daher, dass die Umstehenden keine Notiz von den beiden Männern zu nehmen scheinen, bzw. wenn die beiden Männer ihnen auffallen, dann werfen sie nur verstohlene Blicke auf diese. Für Letzteres also, dass Aufmerksamkeit erzeugt wird, die aber so wenig wie möglich offen gezeigt wird, um den jeweiligen Personen nicht ›zu nahe zu treten‹, spricht ein weiteres Foto, das *Sunny* aus weiterer Entfernung von den Mönchen aufgenommen hat: Auf diesem sind – neben den beiden Mönchen – noch zwei weitere Passant*innen zu sehen, die sich ebenfalls in einer gewissen Distanz zu den beiden Männern befinden und die doch relativ offensichtlich auf die Mönche blicken. Unverhohlene Blicke werden also nur aus einer ›sicheren‹ Entfernung geworfen, ansonsten wird (allenfalls) verstohlen geschaut. Dieses Verhalten fußt auf dem Wert der Distanzregulierung (vgl. Schroll-Machl 2016: 154). Doch auch wenn dieser sich eines breiten gesellschaftlichen Konsenses erfreut, gibt es immer auch Menschen, die sich (wenn auch vielleicht abhängig vom jeweiligen Kontext) nicht daran halten.

Hier wird nun die Perspektive derer relevant, die ›angeschaut‹ werden: Denn im Grunde genügen einzelne schauende Personen, um ein Gefühl des Unbehagens, der Bedrohung, vielleicht auch der Verärgerung o.ä. hervorzurufen. Wenn diese Erfahrung wiederholt und andauernd gemacht wird, entwickeln die betroffenen Personen vermutlich bestimmte Erwartungen und Reaktionsmuster. Das lässt auch folgendes Erlebnis vermuten, von dem *Sunny* erzählt und das sich am Vortag (also am Tag, bevor sie das Foto der Mönche macht) ereignete: *Sunny* wollte ein Foto von einer verschleierte schwarz gekleideten Frau aufnehmen, die daraufhin begann, mit ihr zu ›streiten‹ (Z. 119, *Sunny* 2016), wohl auch, weil die Frau und deren Mann (der ebenfalls involviert war) nicht verstanden, warum *Sunny* Fotos machte²¹. Die Reaktion lässt vermuten, dass die Frau (vielleicht auch deshalb, weil sie Muslima ist und das Kopftuch im öffentlichen Diskurs besonders kritisch diskutiert wird) eine Vielzahl an negativen Erfahrungen in der Öffentlichkeit macht (vgl. z.B. Kreutzer 2015), weshalb sie in dieser Situation so sensibel reagiert. Vertreter*innen als ›anders‹ markierter Gruppen werden also auch in Deutschland mit Diskriminierungs- sowie rassistischen Erfahrungen konfrontiert. Demnach ist *Sunnys* Einschätzung, dass sich Angehörige religiöser Minderheiten in Deutschland als ›regular person‹ (Z. 115, *Sunny* 2016) fühlen können, in Relation zu den (Vor-)Erfahrungen aus ihrem Herkunftsland zu lesen (in dem die Reaktionen wohl deutlich massiver ausfallen) und nicht als ›Absolutsetzung‹ der Situation in Deutschland.

Das von *Sunny* geschilderte Beispiel des ›Nicht-Beachtens‹ von (kultureller) Diversität bezieht sich auf den öffentlichen Raum, scheint aber nicht auf diesen beschränkt zu sein. Dies soll anhand der untenstehenden Passage aus dem Interview mit *Leo* veranschaulicht werden. Zu deren Verständnis ist jedoch folgende Zusatzinformation nötig: *Leo* hat, kurz bevor er zum zweiten Mal an meiner Studie teilnimmt, durch Zufall erfahren, dass ein Bekannter, den er im März 2017 etwas länger als ein Jahr kennt, Pfarrer ist.

21 *Sunny* hat zur Erklärung, warum sie fotografiert, das Schreiben vorgezeigt, das ich für meine Teilnehmenden erstellt habe (vgl. S. 89). Die Frau hat das Schreiben aber offenbar nicht verstanden und wollte den Zettel ›wegschmeißen‹ (Z. 124). Die Situation scheint so viel Aufmerksamkeit geweckt zu haben, dass sich auch Passant*innen eingemischt haben, die *Sunny* zu Hilfe kommen wollten, was aber offenbar die Frau und ihren Mann auch nicht beruhigen konnte oder vielleicht sogar noch weiter aufbrachte.

Leo zeigt sich darüber sehr überrascht und führt im Interview aus, dass und warum er dieses ›Nicht-Mitteilen‹ des befreundeten Pfarrers gut findet:

[...] Aber, er hat niemand, lie=niemals mir äh gesagt, ähm, (.) so ist äh unser Religion. Oder diese er, er betet auf mich äh christlich zu sein oder sowas und er behandelt mich immer äh als Mensch, nicht als Muslim oder als christlicher oder als so, sowas (.) und das finde ich (.) ga:nz toll in dieses Mann. Mh, natürlich es gibt manche religiöse Leute, die:, (.) die nicht wie [R-Name] sind. Okay? [Räuspern] (.) ja, aba, (.) aba (.) es ist äh:m (2) es ist se:hr mh, he, (.) wie kann man das beschreiben? Es war (3) ganz besonders für mich//mhm//. Äh, unglaublich und ich hab auch (.) meine Freunde erzählt äh:m (.) wie, wie das hier funktioniert und wie de, der Religion (.) ist ähm, mit de, zum Beispiel die Religion mit der, mit der Regierung (.) getrennt//mhm, mhm//und die Religion mit de Freundschaft getrennt. De Religion mit de. (.) Das ist sehr, sehr, sehr, sehr wichtig. Sehr wichtig, der, der, richtige Gesellschaft zu aufbauen. (.) Bei uns die Religion mit de:r Regierung gemischt, mit der Freundschaft gemischt, mit de, mit de alles, mit de: Verhalten die Leute, wie sisch verhalten (.) gemischt. Ich hab (.) einem Jahr, ich hab das nicht ähm, äh bemerkt, äh, dass er äh: Pfarrer ist//mhm//. Er war (.) ga:nz normaler Mensch//mhm, mhm//. Ganz normaler Mensch. Und das hat mir (.) sehr gut gefallen [...]. (Leo 2017)

Leo erlebt in Deutschland nicht nur eine Trennung von Religion und Staat, sondern auch von Religion und Freundschaft. D.h. Religion wird weder auf der Makro- noch auf der Mikroebene mit anderen Phänomenen vermischt, auch wenn, bezogen auf die Makroebene, darauf hingewiesen sei, dass das Grundgesetz keine strikte Trennung von Staat und Kirche vorsieht (vgl. Bundesministerium des Innern und für Heimat 2023). Die Grundrechte wie das Recht auf Religionsfreiheit (vgl. S. 219) sowie das Neutralitätsgebot gewährleisten allerdings durchaus, dass alle Menschen ihre Religion frei ausüben können und dass der Staat gegenüber allen Weltanschauungs- und Religionsgruppen Toleranz zeigt. Das wiederum mag zu *Leos* Wahrnehmung der Trennung von Staat und Religion beitragen. Im weiteren Verlauf des Interviews konkretisiert er dann, woran sich die Trennung für ihn festzumachen scheint, nämlich daran, dass die Menschen einander nicht als Vertreter*innen ihrer religiösen Gruppe wahrnehmen und behandeln, sondern den Menschen im Gegenüber sehen, weshalb Freundschaften auch (leichter) ›religionsübergreifend‹ entstehen können. Zudem scheint für *Leo* wichtig, dass in Deutschland seiner Erfahrung nach nicht versucht wird, ›Andersgläubige‹ zum ›dominanten‹, also – in diesem Fall – christlichen Glauben zu bekehren.

Das Prinzip, dass die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe nicht zu einer Andersbehandlung der jeweiligen Menschen führt, scheint *Leo* (2017) wiederum nicht nur bezogen auf kulturelle oder Religionszugehörigkeiten, sondern auch im Umgang mit Menschen anderer Gruppenzugehörigkeiten wahrzunehmen. So spricht er davon, dass homosexuelle Menschen in Deutschland (ebenfalls) nicht anders behandelt würden.

Abwertungen und Deindividuationen

Während die bisherigen Beispiele solche waren, in denen die Teilnehmenden über einen – aus ihrer Sicht – positiven Umgang mit Diversität sprechen, lassen sich aus den Interviewaussagen auch weniger gelingende Formen des Umgangs mit Diversität her-

ausarbeiten, wie ich anhand einer Äußerung von *Mona* aufzeigen möchte. Die folgende Passage ist die Antwort auf eine immanente Nachfrage meinerseits, mit der ich Bezug nehme auf eine – wegen einer Unterbrechung nicht weiter ausgeführte – Äußerung von *Mona*, in der sie sagt: »die han ja eigentlich ja überall so, wenn man nachschaut in L-Stadt die han überall« (Z. 63).

Weil die halt überall in L-Stadt sind einfach. Die, also, es gibt ja, es gibt ja massenweise von denen hier und so und egal wo ma eigentlich hischaut oder so. Die werden jetzt grad ma in den Jugendtreff oder so san. Die san einfach (.) überall sag ich mal so. Es gibt so ganz kleine Gruppen von denen und dann ham sie mal gleich so ne Gruppen und dann gingen sie immer schon in L-Stadt rum//mhm//. °()°. Wenn man die halt einfach au fast jeden Tag draußen siekt und so. Deswegen hab ichs fotografiert. [...] (*Mona* 2016)

Wer nicht weiß, dass *Mona* sich auf eine Gruppe bulgarischstämmiger²² junger Menschen (wobei auf dem Foto, das den Anstoß für die Schilderungen liefert, ausschließlich junge Frauen zu sehen sind) bezieht, könnte annehmen, sie spräche hier von einer lästigen Tierplage. Der Eindruck, *Mona* könne von Tieren sprechen, entsteht aufgrund der ausschließlich von ihr verwendeten *die*-Konstruktionen, und weil sie an manchen Stellen die deutlich unpersönlichere und passivere Daseinsform »es gibt« (Z. 86) statt »sie sind« verwendet. Der Eindruck der »Plage« entsteht wiederum aufgrund von Formulierungen wie »massenweise«, die suggerieren, L-Stadt würde – überspitzt formuliert – von einer Art Invasion »heimgesucht«. Zwar relativiert *Mona* im weiteren Verlauf das eingangs verwendete »massenweise«, indem sie auch von kleineren Gruppen spricht, der anfängliche Eindruck der Abwertung wird aber dadurch verstärkt, dass sie eine räumliche und zeitliche »Omnipräsenz« der jungen Menschen zeichnet: So spricht sie davon, dass diese »überall« seien (Z. 63, 64, 86, 88) und »immer« (Z. 89) sowie »fast jeden Tag« (Z. 90) angetroffen werden könnten. Diese Form der abwertenden Beschreibung scheint mit einem Gefühl der Bedrohung einherzugehen (vgl. S. 305), das vielleicht auch erst dazu führt, dass so vehemente Abwertungen vorgenommen werden. Gleichzeitig konterkariert *Mona* ihre Äußerungen selbst, indem sie eine Art handlungsleitende Maxime des Miteinanders entwirft: Im Prinzip sei es das Wichtigste, dass alle miteinander auskämen, was im Jugendtreff (*Mona* 2016, Z. 94–95 u. 98–99), aber auch in Deutschland der Fall sei (*Mona* 2016, Z. 213–214). Diese positive kognitive Grundhaltung, die mit der ebenfalls bereits skizzierten Betonung »vielfältiger Diversitäten« einhergeht, bildet auf den ersten Blick einen Widerspruch zu den (für *Mona*) negativ konnotierten bzw. gezeichneten Erlebnissen mit den bulgarischstämmigen Jugendlichen. Darin könnte sich aber das – von Di Blasi konstatierte – Spannungsfeld zwischen Vielfalt und Verschiedenheit abzeichnen: In diesem repräsentiert Vielfalt die Sehnsucht nach einem befriedenden Ort, der (u.a.) als »messianische(r) Horizont in der Zukunft« liegt (Di Blasi 2016: 41), während

22 *Mona* spricht an keiner Stelle über die Herkunft der jungen Menschen. Die hier geschilderte Gruppenbildung ist jedoch auch in einem anderen Interview Thema, in dem die Jugendlichen wiederum davon sprechen, dass es sich um »Bulgaren« (Z. 90, Malik u. Enes 2016) handle.

sich Verschiedenheit als konfliktiv darstellt. In *Monas* Ausführungen ist der befriedenende jedoch kein messianischer Horizont in der Zukunft, sondern ein konkreter Ort in der Gegenwart, vielmehr zwei konkrete »Orte«: das Jugendzentrum und Deutschland. Insbesondere das Jugendzentrum scheint dabei ein wichtiges Gegengewicht zu den latenten Konflikten mit den Jugendlichen zu bilden.

Interaktive Dynamiken

Im vorausgegangenen Teilkapitel wurden – als eine Form des Umgangs mit Diversität – Abwertungen und Deindividuationen nachgezeichnet. In *Monas* weiteren (aus ihren Aussagen ließen sich die Abwertungen ableiten) Ausführungen deutet sich jedoch an, dass diese Formen des Umgangs mit Diversität eingebettet sind in komplexere interaktive Dynamiken. Diese werden nun, wenn auch nur ansatzweise (weil dazu nur wenig Datenmaterial vorhanden ist), rekonstruiert. Als Auftakt hierfür eignet sich ein Foto, das *Mona* von der Gruppe bulgarischstämmiger junger Frauen aufgenommen hat und das den Aufhänger für ihre Schilderungen bildet²³.

Auf dem Foto sind mehrere Personen abgebildet (sie bilden das zweite von zwei Segmenten), die allerdings aufgrund der schlechten Bildqualität nur schemenhaft erkennbar sind. Die Personen, bei denen es sich ausschließlich um junge Frauen handelt, stehen dicht in einem Halbkreis beisammen, so dass ein leicht pulkartiger Eindruck entsteht. Zwei der abgebildeten jungen Frauen sind der Kamera zugewandt, eine steht seitlich. Die junge Frau, die sich im Zentrum dieses Segments befindet, blickt frontal in die Kamera, aber ohne zu lächeln oder gar zu lachen. Ihr Blick wirkt etwas provokativ (was ich an dem ernsten Ausdruck mit eher weit geöffneten Augen und leicht verzogenen Mundwinkeln festmache). Dieser Gesichtsausdruck wird durch die Geste unterstützt, die die junge Frau macht. Sie hält die Hand fast auf Schulterhöhe und spreizt Daumen, Zeige- und Mittelfinger, als würde sie einen (unsichtbaren) kleinen Ball halten. Der Handrücken schaut zur Betrachterin.

Geste und Gesichtsausdruck erwecken den Eindruck, als frage die Fotografierte – nicht ganz ohne Aggression – was *Mona* eigentlich von ihr wolle. Dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, dass die junge Frau fest in die Gruppe eingebunden scheint und zudem auch die Reaktion der anderen Teilnehmenden nicht besonders freundlich wirkt (s.u.). *Mona* könnte sich also durch die Reaktion der Fotografierten eingeschüchtert fühlen. Gleichzeitig ist es nicht unwahrscheinlich, dass die fotografierten jungen Frauen sich ihrerseits provoziert und vielleicht auch bedroht fühlen: Möglicherweise wissen sie nicht, warum *Mona* die Fotos macht, und denken, *Mona* fotografiere sie nur, um sie zu ärgern. Dafür spricht, dass am linken Bildrand eine junge Frau zu sehen ist, die scheinbar abwehrend ihre Hände hebt. Insofern zeichnet sich der Umgang mit Verschiedenheit hier auch durch eine Dynamik einander wechselseitig bedingender und beim Gegenüber jeweils als Bedrohung und Provokation erlebter Verhaltensweisen aus.

23 Wie schon an anderer Stelle (vgl. Foto Nr. 7, *Mona* 2016), so verzichte ich auch hier auf die Abbildung des Fotos, da auch die auf Foto Nummer 10 zu sehenden jungen Frauen das Fotografiertwerden abzulehnen scheinen.

3.2.5 Effekte der Vielfalt und des Umgangs damit

Im theoretischen Teil wurde erörtert, dass der Topos der Diversität im wissenschaftlichen wie öffentlichen Diskurs zunächst eine positiv normative Wertung erfährt. Gleichzeitig wurde aber auch deutlich, dass die Überlegungen zu konkreten Effekten von Diversität – vor allem, was die individuelle Ebene angeht – noch um empirische Erkenntnisse angereichert werden könnten.

In meinen Daten zeichnet sich nun eine relativ große Bandbreite an möglichen Effekten ab, wobei die Art der Diversität sowie verschiedene Einflussfaktoren in Wechselwirkung zu treten scheinen. Hinzu kommt, dass einmal unmittelbare Effekte der Vielfalt angesprochen werden, darüber hinaus klingen aber auch Effekte an, die nicht auf die Vielfalt als solche, sondern auf den in Deutschland erlebten Umgang damit zurückzuführen sind. Beide Varianten werden nun in diesem Teilkapitel erläutert.

Gelingendes Zusammenleben

Der Grundtenor vieler Äußerungen zum Umgang mit menschlicher Vielfalt in Deutschland ist, dass die Art, wie in Deutschland mit (insbesondere religiöser und kultureller) Vielfalt umgegangen wird, ein friedliches und gelingendes Zusammenleben gewährleistet, auf Makro- wie auch auf Mikroebene. So trägt aus *Leos* Sicht die Tatsache, dass Gruppenzugehörigkeiten keinen Einfluss auf den Umgang miteinander haben, einerseits zur Entstehung von (intergruppalen) Freundschaften, aber auch zum Aufbau der, wie er es nennt, »richtige[n]« Gesellschaft bei (Z. 874, Leo 2017). Zwar konkretisiert *Leo* an dieser Stelle nicht, was diese *richtige* Gesellschaft genau ausmacht, in anderen Zusammenhängen – in denen er sich ebenfalls positiv über die Gesellschaft in Deutschland äußert, wird jedoch deutlich, dass für ihn darunter beispielsweise gegenseitige Rücksichtnahme oder Fürsorge fallen. Die konkrete Einschätzung hängt aber auch von der jeweiligen relationalen Perspektive ab, weshalb auch die Wahrung körperlicher Unversehrtheit als Teil eines gelingenden Zusammenlebens gesehen werden kann (nämlich dann, wenn beispielsweise im Herkunftsland diesbezüglich negative Erfahrungen gesammelt wurden).

Beeindrucktsein, Bereicherung

Was sachbezogene Diversität angeht, kann diese oft sogar überschwängliche Emotionen auslösen wie Beeindrucktsein oder Bereicherung.

So entfaltet die von *Jonny Rakete* fotografierte Vielfalt an Wurst- und (in einem anderen Bild) Backwaren – nicht zuletzt dadurch, dass sie die ganze Bildbreite einnimmt – eine beeindruckende Wirkung auf die Betrachter*in. Die Vielfalt an beruflichen Möglichkeiten, die *Soleil* in Deutschland erlebt, ruft bei ihr ganz ähnliche Gefühle hervor, wie sich anhand folgender Ausführungen²⁴ herausarbeiten lässt:

[...] Und irgendwie steht man dann vor so ›m riesigen Baum und (.) und man sieht, guckt nur nach oben und sieht dann irgendwie so tausend Möglichkeiten. Und eigentlich ist es ja auch schön, aber gleichzeitig weiß man dann auch überhaupt nicht, welches ist

24 *Sonne* (2017) hat eine Baumkrone fotografiert, die sie dann im Interview beschreibt. Das Bild selbst wurde leider nicht entwickelt.

denn jetzt mein Zweig//mhm, mhm//und wie weit will ich jetzt diesen Zweig bis zum Ende durchgehen. Wie viel ja Praktika oder wie viele Studienabschlüsse mach ich denn jetzt. Und ähm kann ich überhaupt dann auch nochmal von dem einen Zweig auf den andern kommen//mhm//, wenn ich jetzt schon so weit auf dem einen gegangen bin (.) [...]. (Soleil 2018)

Am Bild der Baumkrone, das *Soleil* als Symbol wählt, lässt sich gut nachempfinden, wie die Vielfalt an beruflichen Möglichkeiten auf sie wirkt. Auch hier manifestiert sich – ähnlich wie oben bereits herausgearbeitet – ein Gefühl des Beeindrucktseins, aufgrund der offensichtlichen Vielfalt und der vielen Möglichkeiten der Verzweigung und Abzweigung. Bei der Übertragung auf die eigene Lebenssituation stellen sich für *Soleil* aber wohl zunächst Ratlosigkeit und vielleicht auch ein Gefühl der Überforderung ein, wie sich in der von ihr aufgeworfenen Frage »welches ist denn jetzt mein Zweig« (Z. 128f., *Soleil* 2018) andeutet. Wenn es also darum geht, aus dieser Vielfalt an Zweigen den auszuwählen, der zu den eigenen Vorstellungen, Wünschen und Bedürfnissen passt, dann kann dieses Gefühl der Beeindruckung schnell in Überforderung umschlagen. In Bezug auf die beruflichen Möglichkeiten wird auch deutlich, woran das liegt: Für *Soleil* stellt sich die Frage, ob einmal getroffene Entscheidungen rückgängig gemacht werden können oder ob ein Zweig bis zum Ende gegangen werden muss.

Und auch *Jonny Raketes* positive Gefühle sind nicht frei von Ambivalenzen, was bei ihm jedoch eher auf weitere Einflussfaktoren zurückzuführen ist, weshalb ich diesem Aspekt im Folgenden einen eigenen Unterpunkt widme.

Einschub: Einflussfaktoren

Jonny Raketes Begeisterung für Wurst ist, wie im vorausgegangenen Kapitel angedeutet, ambivalent, was sich schon daran zeigt, wie er seine Ausführungen zur Wurst einleitet, nämlich mit »ich muss selber auch zugeben« (Z. 336, *Jonny Rakete* 2017). Diese Formulierung mutet schuldbewusst und wie ein Geständnis an, was wohl auch an den gesellschaftlichen Debatten um den Wurst- bzw. Fleischkonsum liegt, der in den letzten Jahren eine kritische Wendung erfahren hat. Kritisch einmal, weil gesunde Ernährung einen zunehmend hohen Stellenwert genießt und Wurst und »rotes Fleisch« als besonders ungesund gelten, da sie Forschungserkenntnissen zufolge das Krebsrisiko erhöhen (International Agency for Research on Cancer 2015). Zum anderen rücken Themen rund um Tier- und Klimaschutz vermehrt in den Vordergrund, d.h. es wird immer wieder über die Massentierhaltung und deren negative Folgen berichtet, nicht nur für die Tiere, sondern auch für Mensch und Klima (vgl. rme/aerzteblatt.de 2013; Wahnbaeck 2016). *Jonny Rakete* (2017) verweist zwar nicht direkt auf diese Debatten (er macht eher den Unterschied zwischen Billigfleisch und Fleisch vom Fachgeschäft auf), fragt mich allerdings schon an einer früheren Stelle, ob ich Vegetarierin sei. Demnach steht anzunehmen, dass er in mir eine Vertreterin eines fleischkritischen Diskurses sieht, was womöglich das von ihm erlebte Dilemma (Liebe zu Fleisch und Wurst vs. Wissen um Massentierhaltung) noch verstärkt. Das Plädoyer für Fleischprodukte vom Fachgeschäft stellt möglicherweise einen Ansatz zur Auflösung des skizzierten Dilemmas dar. Diesem Zweck dient vielleicht auch die (weitere) Bedingung, die für *Jonny Rakete* erfüllt sein muss, damit er die Vielfalt

von Nahrungsmitteln schätzen kann: Er bewertet die Vielfalt nur dann positiv, wenn sie mit einer (für ihn am Preis festzumachenden) Qualität des Produkts einhergeht.

Dass die Rahmenbedingungen nicht nur in diesem Fall, sondern generell einen Einfluss auf die Einschätzungen und Emotionen haben, deutet sich in den Ausführungen anderer Teilnehmender an. Neben kontext- bzw. situativen Faktoren scheinen dabei auch individuelle eine Rolle zu spielen. So äußern sich sowohl *Soleil* als auch *Leo* und *Mona* über Stadt-Landphänomene (also über Verschiedenheit), wobei alle insbesondere der Umgebung etwas abgewinnen können, in der sie eben nicht leben: *Mona*, die selbst in einer eher ländlich geprägten Umgebung lebt, bezeichnet das Land zwar als schön, aber »eintönig« (Z. 44, *Mona* 2016), ähnlich wie *Leo* (2016), der die Leere auf dem Dorf beklagt, in dem seine Unterkunft ist. *Soleil* (2016), die in einer großen Stadt in Norddeutschland lebt, hat hingegen mehrere ländliche Motive fotografiert und berichtet im Interview davon, sich auf dem Land wohlfühlen, nicht zuletzt, weil sie dort besser schlafen könne. Darüber hinaus scheint auch bezogen auf die Ausgestaltung der Vielfalt der Kontext bedeutsam zu sein, wobei sich hier ebenfalls ein Zusammenspiel aus individuellen und Kontextfaktoren andeutet: So wird Vielfalt dann als positiv empfunden, wenn sich diese in Form einer deutschlandweiten Ausdifferenzierung manifestiert aber auch, wenn die Vielfalt der Befriedigung persönlicher Bedürfnisse oder Interessen dient.

Und auch die Art, wie Vielfalt – durch Institutionen – gerahmt wird, scheint einen wichtigen Einflussfaktor darzustellen. So deutet sich in *Monas* Ausführungen an, dass das Jugendzentrum einen Raum darstellt, in dem ein Klima des »guten Miteinander Auskommens« herrscht (vgl. S. 373f.), das sozial förderlich ist. Hinzu kommt möglicherweise, dass dort durch die Möglichkeit interpersonellen und -gruppalen Kontaktaufbaus Bedrohungsgefühle konterkariert, relativiert oder abgeschwächt werden können, was wichtig für den Abbau von Vorurteilen ist.

Bedrohung

In dem von *Mona* (2016) gelieferten Beispiel (zum Verhältnis zu den bulgarischstämmigen jungen Frauen) lassen sich neben Abwertungen und Deindividuationen (vgl. S. 301) auch Bedrohungsgefühle herausarbeiten, die zwar nicht explizit thematisiert werden, dafür aber latent mitschwingen. Die Bedrohungsgefühle scheinen dabei vor allem durch die – so empfundene – zeitliche und räumliche Omnipräsenz der für *Mona* fremden Gruppe zu entstehen, zu der aufgrund der Sprachhürde (es weisen mehrere Jugendliche darauf hin, dass die bulgarischstämmigen Jugendlichen nur schlecht Deutsch sprechen) kaum interpersonelle Kontakte bestehen oder etabliert werden können. Diese Bedrohungsgefühle mögen wiederum dadurch verstärkt werden, dass die Gruppe bulgarischstämmiger Menschen auch im öffentlichen Diskurs in L-Stadt sehr präsent ist²⁵.

Mangelnde Vielfalt: Vereinsamung

In den obigen Ausführungen wurde skizziert, wie sich Diversität auswirken kann. In den Ausführungen der Teilnehmenden klingen aber auch Effekte mangelnder Diversität an, beispielsweise im Kontext zwischenmenschlicher altershomogener Beziehungsstrukturen. Für *Samira* führt altersbezogene Homogenität in Freundesgruppen gerade bei älte-

25 Dieser ist mir aus zahlreichen persönlichen Gesprächen vor Ort bekannt.

ren Menschen dazu, dass diese allein sind und sich einsam fühlen, was sie nicht zuletzt an einem erhöhten Redebedürfnis älterer Menschen festmacht. *Samira* (2016) leitet daraus Fragen zur besseren Integration älterer Menschen in die Gesellschaft ab, womit sich eine weitere Verbindung zwischen der Vielfalts- und der Integrationsthematik auftut, die an anderer Stelle eingehender behandelt wird (vgl. S. 421).

3.2.6 Funktionen von Diversität

Bei der Analyse der Ausdifferenzierungen deutete sich an, dass diese oft eine konkrete Funktion erfüllen: So führen beispielsweise verschiedene Geschmäcker oder Interessen zu einer Ausdifferenzierung des Angebots an Wurstsorten oder Studiengängen, um damit Kund*innen oder Studierende anzusprechen. Bei sachbezogener Diversität scheint es also auch deshalb zu Ausdifferenzierungen zu kommen, weil diese einem bestimmten Zweck dienen.

Bei menschlicher Diversität zeichnen sich hingegen andere Zusammenhänge ab: Hier scheint eher der Umgang mit Diversität eine Funktion zu erfüllen bzw. einen bestimmten Effekt erzielen zu wollen; ein Umstand, der sich nicht nur in meinen Daten, sondern auch bereits in den theoretischen Zugängen zeigt: So stellt das normative Konzept des Pluralismus eine Form des Umgangs mit zunehmender gesellschaftlicher Diversität dar, mit dem Ziel, ein gutes, friedliches Zusammenleben zu gewährleisten (vgl. S. 253). Dies lässt sich auch aus meinen Daten herausarbeiten, beispielsweise, wenn die Teilnehmenden hervorheben, Unterschiede bzw. verschiedene Gruppenzugehörigkeiten würden nicht zum Anlass für Übergriffe genommen, sondern vielmehr im Privaten verortet. Hier kann zumindest angenommen werden, dass sich diese Form des Umgangs nicht ganz grundlos oder »uneigennützig« etabliert hat (gleich ob bewusst oder unbewusst entstanden), sondern eben die Funktion erfüllt, ein gutes Zusammenleben zu gewährleisten.

3.3. Zusammenfassung und Fazit

Die Auswertungen und Analysen dieses – dritten – Kapitels führe ich in einem Diversitätsmodell zusammen, das wie folgt aussieht:

Abbildung 26: Rahmenmodell zur in Deutschland erlebten Diversität



Quelle: eigene Darstellung

Auslöser von Ausdifferenzierungen

Die Ausführungen der Teilnehmenden zur in Deutschland erlebten Diversität enthalten zahlreiche (manifeste und latente) Hinweise darauf, wie Diversität zustande kommt, genauer, welche Faktoren Ausdifferenzierungen auslösen. Dabei wird jedoch auch deutlich, dass es sich um keine erschöpfende Sammlung von Auslösern handelt, sondern vielmehr um eine Auflistung, die erweiterbar ist und nach Diversitätsform und Kontext variiert. Lebewesenbezogene Diversität kommt beispielsweise vornehmlich durch historische, geographische, ökonomische oder politische Entwicklungen und Gegebenheiten zustande, während das Spektrum der Faktoren, die zur Entstehung sachbezogener Diversität beitragen, noch etwas breiter angelegt zu sein scheint (zumindest in meinen Daten). Wichtig ist zudem, dass sich in den Beispielen sehr enge Wechselwirkungen ausmachen lassen, und zwar insofern, als Ausdifferenzierungen meist eine bestimmte Funktion erfüllen, wenn auch vornehmlich bei sachbezogener Diversität. So führen beispielsweise verschiedene Interessen und Fähigkeiten zu einer Ausdifferenzierung des Studienangebots, was wiederum Rückwirkungen auf die Interessen hat, die sich angesichts eines vielfältigen Studienangebots (noch weiter) ausdifferenzieren können.

Varianten von Diversität

Die Ausdifferenzierungen münden in Diversitätsformen, die auf unterschiedliche Art und Weise klassifiziert werden können und gleichzeitig auch an die im Theorieteil getroffenen Unterscheidungen anschlussfähig sind. So wird Diversität in Deutschland auf

allen drei Ebenen, also der Makro-, der Meso-, aber auch der Mikroebene erlebt. Außerdem lassen sich die Diversitätsbeispiele sowohl semantisch anhand der Einteilung in Verschiedenheit und Vielfalt als auch gegenstandsbezogen anhand der Kategorien lebewesen- vs. sachbezogen beschreiben. Die gegenstandsbezogene Einteilung kann – wie ich im Zuge der Auswertungen aufzeige – noch weiter ausdifferenziert werden, indem inhaltlich beschreibende (Unter-)Kategorien gebildet werden (z.B. kulinarisch, ...). Darüber hinaus deutet sich im Zuge der Auswertungen eine weitere Einteilungsmöglichkeit an, nämlich: kategoriale und qualitative Diversität. Bei kategorialer Diversität bildet die Einteilung in verschiedene Gruppen bzw. Kategorien den Aufhänger, erst in einem nächsten Schritt werden inhaltliche Beschreibungen vorgenommen: So erfolgt beispielsweise eine Unterscheidung zwischen Nord- und Süddeutschland, die dann mit Bezug zu unterschiedlichen Landwirtschaftszweigen illustriert wird. Bei qualitativer Diversität bilden hingegen vielfältige oder verschiedene Ausprägungen eines Phänomens den Ausgangspunkt, die erst in einem zweiten Schritt (wenn überhaupt) mit kategorialen Unterscheidungen verknüpft werden. Diese Beschreibungsvariante repräsentiert eine weitere mögliche Betrachtungsweise von Diversität, die ebenfalls mit den anderen kombiniert werden kann bzw. diese ergänzt.

Verschiedenheit und Vielfalt als Frage des Blickwinkels

Anknüpfend an die oben skizzierten Diversitätsvarianten kann insbesondere die Unterscheidung in Vielfalt und Verschiedenheit noch weiter spezifiziert werden. Gemäß den theoretischen Vorarbeiten existiert hier ein Spannungsfeld, das diverse Aushandlungen bedingt. In meinen empirischen Analysen lässt sich dieses Spannungsfeld zunächst nicht rekonstruieren, zumindest nicht, was die bloße Einteilung angeht.

Vielmehr scheint es so, als handle es sich bei den Varianten der Verschiedenheit und Vielfalt zunächst um zwei verschiedene Blickwinkel oder Betrachtungsweisen, die sich zudem nicht immer trennscharf voneinander abheben. Die Vielfaltsperspektive nimmt dabei mehrere Ausprägungen eines Phänomens in den Blick, während aus dem Verschiedenheitsblickwinkel stärker auf die Unterschiede zwischen den jeweiligen Ausprägungen eingegangen wird. Beide Perspektiven scheinen (zunächst) neutral, ob nun die eine oder die andere eingenommen wird, hängt dabei auch von der Aussageintention ab: So geht Tobias vor allem deshalb auf die Unterschiede innerhalb Deutschlands (z.B. zwischen Nord- und Süddeutschland) ein, weil er damit verdeutlicht, dass es auch innerhalb Deutschlands Unterschiede gibt, genauer gesagt verschiedene Spielarten eines Phänomens, die aber dieselbe Basis haben.

Darstellungen der Vielfalt als Mannigfaltigkeit scheinen wiederum auch dazu zu dienen, Deutschland positiv von anderen Ländern abzuheben bzw. um Alleinstellungsmerkmale hervorzuheben: So wird die Brotvielfalt in Deutschland positiv betont und von anderen Ländern abgegrenzt, in denen es »nur« Toast gibt, oder die pflanzliche Vielfalt wird als Alleinstellungsmerkmal herausgearbeitet. Die so entstehenden Diversitätsvarianten lassen sich dann aber noch näher charakterisieren.

Charakterisierung der Verschiedenheit

Wird Diversität im Sinne von Verschiedenheit erörtert, so geschieht dies bisweilen unter Hinzunahme einer verbindlichen Bezugsgröße, wie sich anhand eines Beispiels von *Jonny Rakete* veranschaulichen lässt: Er schildert die unterschiedlichen Lebensstile, die in einem seiner Freundeskreise vereint sind und wählt als Vergleichsgrundlage einen ›typischen Lebensentwurf‹, der sich an den gesellschaftlichen Vorstellungen zur Familiengründung, Berufstätigkeit usw. orientiert. Die anderen Lebensstile bzw. -entwürfe werden dann mit diesem kontrastiert. Allerdings übernimmt *Jonny Rakete* diese Bezugsnorm nicht unhinterfragt oder unkritisch, sondern bricht sie ironisch auf, indem er beispielsweise überspitzt von einer *Musterfamilie* spricht und damit verdeutlicht, dass er sich über die Klischeehaftigkeit des Modells im Klaren ist.

Andere Verschiedenheitsdarstellungen zeichnen sich wiederum durch eine Gegenüberstellung zweier Kategorien aus, also beispielsweise *alt vs. jung* (vgl. S. 286) oder *heterosexuell vs. homosexuell* (vgl. S. 288). Da die Teilnehmenden diese Themen aber nur sehr oberflächlich oder allenfalls kurz streifen, lassen sich dazu keine weiteren Analysen anstellen, weshalb hier lediglich Forschungsdesiderate und kursorische Überlegungen formuliert seien: In weiteren Untersuchungen gilt es zu klären, ob diese – letztlich polarisierenden – binären Einteilungen (die eine etwas starke Vereinfachung darstellen, vernachlässigt doch beispielsweise die alt-jung-Gegenüberstellung die vielen Phasen menschlicher Entwicklung) daraus resultieren, dass die gesellschaftlichen Diskurse entsprechend binär aufgeladen sind. Alternativ wäre denkbar, dass eine binäre Einteilung vorgenommen wird, um die (vermeintlichen) Unterschiede pointiert aufzuzeigen.

Charakterisierung der Vielfalt

Das von Di Blasi (2016) beschriebene Spannungsfeld aus Verschiedenheit und Vielfalt, bei dem letztere einen unerreichbaren Horizont darstellt, lässt sich in meinen Daten nur stellenweise rekonstruieren. Demgegenüber spricht viel dafür, dass Vielfalt durchaus ›reale‹ Formen annehmen kann. Für die Teilnehmenden scheint sich Vielfalt nicht nur dadurch auszuzeichnen, dass es vielfältige Ausprägungen eines Phänomens gibt (also z.B. eine Vielfalt der Wurst), sondern auch durch eine Vielfalt an kategorialen Einteilungen. Gleichzeitig scheinen manche Teilnehmende der Sichtweise etwas abgewinnen zu können, dass sich gerade die menschliche Vielfalt, bei aller Diversität, eben auch durch eine grundlegende Gemeinsamkeit auszeichnet: das Menschsein. Formen *radikaler Pluralität* (vgl. Welsch 1988) lassen sich also im Datenmaterial nicht ausmachen. Das Hervorheben der grundlegenden Gemeinsamkeit scheint aber im Hinblick auf ein gelingendes Zusammenleben eine wichtige Funktion zu erfüllen, da damit gleichsam ein gemeinsamer verbindender Nenner geschaffen wird.

Abschließend sei ein letzter Aspekt thematisiert, der sich aus den Daten zur Charakterisierung von Diversität herausarbeiten lässt: *Veränderbarkeit*. Vielfalt (was aber auch auf Verschiedenheit übertragbar scheint) wird nicht als statisch wahrgenommen, sondern als potentiell veränderlich. Thematisiert wird dabei zunächst eine quantitative Veränderung, d.h., die Möglichkeit, dass Diversität abnehmen (oder ggf. auch zunehmen) könnte. Darüber hinaus legt die Vielzahl der gesammelten Auslöser für Ausdifferenzie-

rungsprozesse nahe (vgl. Kap. V. 3.2.2), dass nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Veränderungen und (Weiter-)Entwicklungen denkbar sind und sich sogar fortwährend ereignen.

Umgang mit Diversität

Auf die Frage, wie mit Diversität umgegangen wird, gibt es keine allgemeingültige Antwort. Vielmehr scheint es, als wäre für die Art des Umgangs auch die Diversitätsform von Bedeutung, wobei sich abhängig von der jeweiligen gegenstandsbezogenen, aber auch semantischen Diversitätsvariante unterschiedliche Strategien ausmachen lassen. In den Daten zeichnen sich folgende Strategien im Umgang mit menschlicher Diversität ab: Die Behandlung von Unterschieden als Privatsache, Gemeinsames als Verbindendes, aber auch Abwertungen und Deindividuationen, die eng in interaktive Dynamiken eingebunden scheinen. Die ersten beiden bilden aus Sicht der Teilnehmenden einen gelungenen Umgang mit Diversität ab. Was den Punkt *Unterschiede als Privatsache* angeht, so meint dies, dass zwischenmenschlicher Kontakt nicht davon abhängig gemacht wird, welcher Gruppe bzw. welchen Gruppen das Gegenüber angehört, d.h. dass zwischenmenschliche Kontakte unabhängig von der Gruppenzugehörigkeit entstehen (können) und dass das Gegenüber nicht anders behandelt wird, wenn es einer anderen Gruppe angehört. Mehr noch, Gruppenzugehörigkeiten wie beispielsweise die Religionszugehörigkeit werden nicht offensiv, sondern höchstens anlassbezogen thematisiert, ohne aber die Mitmenschen »missionieren« zu wollen.

Ergänzend erweist sich – wie im Theorieteil konstatiert (vgl. S. 266) – eine wie auch immer geartete gemeinsame Verbindung als wichtig. Diese kann auf vielfältige Weise hergestellt werden und entsteht im weitesten Sinne über gemeinsames Tun, gemeinsame Begeisterung für oder auch Identifikation mit etwas, beispielsweise mit Traditionen. In meinen Analysen entfaltet beispielsweise das gemeinschaftliche Spielen eines Rollenspiels zusammen mit der gemeinsamen Begeisterung dafür oder auch ein gemeinsames Essen diese Verbindung. Was Letzteres angeht, so scheint das Interessante, dass auf dem Foto eine Essensszene zu sehen ist, bei der ein traditionelles Gericht aus dem Irak serviert wird. Da um den Tisch zwei »Deutsche« und der Teilnehmer aus dem Irak sitzen, könnte das Gericht auch potentiell Verschiedenheit induzieren oder als solche konstruiert werden. Dies ist aber nicht der Fall, eher im Gegenteil: Das Essen scheint alle Beteiligten (erst) »an einen Tisch« zu bringen und fungiert somit als verbindendes Element. Für diese gemeinsame Tätigkeit muss also nicht notwendigerweise ein Gericht gewählt werden, das alle gewohnt sind, sondern es können auch Gerichte serviert werden, die nur für eine Gruppe »typisch«, für die andere aber fremd (im Sinne von unvertraut) sind (das Essen ist hier nur ein Beispiel, das sicherlich auch auf andere Aktivitäten wie sportliche, künstlerische usw. übertragbar ist).

Hier könnte aber auch folgende sich abzeichnende Wechselseitigkeit von Bedeutung sein: Die Aufnahme im Jahr 2017 wirkt wie die Nachfolgeaufnahme einer Essensszene, die *Leo* im Vorjahr aufgenommen hatte und bei der ebenfalls *Sebastian* und er anwesend waren. Im Vorjahr war *Leo* allerdings zu Gast bei *Sebastian* und es gab ein traditionelles deutsches Gericht. Damit lässt sich zumindest die Vermutung aufstellen, dass Verbindungen vor allem dann gut funktionieren, wenn sie sich wechselnd aus den Besonder-

heiten (wobei sicherlich auch Alltägliches ginge) der jeweiligen Gruppen bedienen, was aber auch eines gegenseitigen Interesses und Offenheit bedarf.

Meine Auswertungen legen darüber hinaus nahe, dass eine Verbindung auch ohne wirkliche Interaktion entstehen kann, wie das Beispiel des generationenverbindenden Volksfests verdeutlicht, bei dem das Gemeinsame eher daraus erwächst, dass Jung und Alt dorthin gehen und sich für dieses traditionelle Fest begeistern, sich womöglich auch damit identifizieren.

Neben diesen von den Teilnehmenden als gelingend erachteten Umgangsstrategien mit Diversität lassen sich in den Daten auch Abwertungen und Deindividuationen rekonstruieren, Strategien, die anschlussfähig sind an Di Blasis Diversitätsüberlegungen (vgl. Kap. V. 3.1.5, 3.2.3). Allerdings legen meine Daten nahe, dass diese Formen des Umgangs nicht zwangsläufig und automatisch angestrengt werden und auch nicht ausschließlich auf Machtverhältnisse rückführbar sind (zumindest nicht was die Mikroebene angeht): Vielmehr bedarf es entsprechender Rahmenbedingungen sowie interaktiver Dynamiken, damit der Umgang mit Diversität eine derart negative Wendung annimmt: Hier scheinen wechselseitige Bedrohungsgefühle sowie eine (als solche empfundene) zeitliche und räumliche Omnipräsenz einer ›fremden‹ Gruppe ausschlaggebend zu sein, wobei ein Kontaktaufnehmen durch Sprachhürden erschwert ist.

Im Hinblick auf sachbezogene Diversität scheint das Ordnen eine zentrale Umgangsform darzustellen, die wiederum dazu beiträgt, dass Diversität als positiv wahrgenommen wird. Am Besten lässt sich das Moment der Ordnung an den in der Wursttheke aufgeschichteten Würsten veranschaulichen, womit trotz aller Vielfalt eine gewisse Übersichtlichkeit und Überschaubarkeit hergestellt werden. Hier wird nun einmal mehr deutlich, dass sachliche und menschliche Vielfalt nicht ohne weiteres gleichgesetzt werden können: Denn während sich das Platz-Zuweisen und Ordnen bei Dingen gut als Umgangsstrategie mit Vielfalt eignet, ist dies in Bezug auf menschliche Vielfalt nur schwer vorstellbar; tun sich dadurch doch nicht zuletzt ethische Fragen auf: Wer darf mit welchem Recht anderen einen Platz zuweisen? Liefe ein Verharren an zugewiesenen Orten (wie es der Wurst zweifelsohne möglich ist) nicht dem Wesen aller Lebewesen (und eigentlich auch der Natur) zuwider, die grundsätzlich auf Beweglichkeit (und dass diese möglich ist, wenn gewünscht) ausgelegt ist? So mag sich der Ordnungsgedanke zwar in ethnoculturalistischen Weltvorstellungen wiederfinden, scheint aber bezogen auf menschliche Diversität weder realisierbar noch ethisch vertretbar.

Effekte von Diversität

Was die Diversitätseffekte angeht, so ist zunächst zu differenzieren zwischen solchen, die durch die Diversität selbst ausgelöst werden, und zwischen Effekten, die durch den – in Deutschland erlebten – Umgang mit Diversität hervorgerufen werden. Darüber hinaus lassen sich die Effekte auf aktionaler sowie emotionaler Ebene verorten. Dass die kognitive Ebene fehlt, soll nicht heißen, Diversität bzw. der Umgang damit hätten auf diese Ebene keinen Einfluss. Bezogen auf meinen Forschungsgegenstand bzw. in meinen Daten deuten sich mögliche Effekte aber lediglich an: So scheint es, als hätte eine positive Grundhaltung zu Diversität (die sich im Umgang mit dieser zeigt) auch einen Einfluss

darauf, wie Diversitätserlebnisse in letzter Konsequenz gerahmt werden, so dass sich die Einstellung bestätigt und/oder die Teilnehmenden sich ihrer selbst vergewissern (vgl. S. 373).

Was nun die emotionale Ebene angeht, zeigt sich zunächst ein positiver Grundtenor bezüglich Diversität (wenn auch sicherlich stärker bezogen auf die Variante der Vielfalt). Vielfalt löst Gefühle der Bereicherung aus, beeindruckt die Teilnehmenden aber auch. Allerdings lassen sich auch immer wieder Ambivalenzen ausmachen und es wird deutlich, wie schnell Diversität Gefühle der Überforderung und Bedrohung hervorrufen kann. Welche Gefühle ausgelöst werden, das scheint nicht zuletzt vom gewählten Umgang mit Diversität, aber auch von Einflussfaktoren wie den Rahmenbedingungen abzuhängen.